

Gustav Feichtinger

Die Geschichte des Petrolero

erzählt von Tom Tromba

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--------------------------------|-----|
| Prolog..... | 3 |
| Im Camp der Ölsucher..... | 12 |
| Tim Holt..... | 18 |
| Flucht aus Yarina..... | 25 |
| Auf den Spuren Yupanquis..... | 32 |
| In der Falle..... | 40 |
| Eine nächtliche Floßfahrt..... | 49 |
| Der Herr des Waldes..... | 57 |
| Die Weiße Wand..... | 66 |
| Balaban erzählt | 72 |
| Die Mühle der Inka..... | 78 |
| Im Dorf der Cayumbas..... | 84 |
| Am Tor zur Hölle..... | 90 |
| Die Nacht am Fluß..... | 97 |
| Am Feuer der Ewigkeit..... | 103 |
| In den Stromschnellen..... | 112 |
| Epilog..... | 118 |

Prolog

In den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts hielt ich mich zum wiederholten Male am Oberlauf des *Amazonas* auf. Damals war ich bei einem großen US-amerikanischen Museum für Völkerkunde beschäftigt, und meine Aufgabe bestand darin, ethnographisch interessante Objekte aus Südamerika zu beschaffen.

Auf einer der Reisen war ich mit dem Flußdampfer von *Manaos* aus den *Rio Solimoes*, wie der Amazonas dort genannt wird, aufwärts bis *Iquitos* gefahren. In den einschlägigen Kreisen war ich als Aufkäufer von Kultgegenständen bekannt, der faire Preise für gute Ware garantierte. Es verging kaum ein Tag, an dem mir nicht Indios oder *Caboclos*¹ irgendwelche Objekte anboten. Doch meist erwiesen sich die gebrachten Federkronen, Waffen und andere Utensilien als wenig wertvoll für mein Museum.

Da kam eines Tages im Morgengrauen ein älterer Indio zu mir. Seine Kleidung war abgerissen und beim Gehen zog er ein Bein nach. Vom Anfang an hatte ich den Eindruck, dass es sich bei ihm um etwas Besonderes handelte. Während die Anbieter, mit denen ich üblicherweise verhandelte, ihre Ware meist wortreich priesen, nahm dieser Indio wortlos mir gegenüber Platz und beobachtete mich regungslos. Aus seinen tiefliegenden Augen sprach Hoffnungslosigkeit und – Hunger. Ich bot ihm zu rauchen an. Schweigend nahm er eine Zigarre, und auch die Tasse Kaffee, die ich kommen ließ, verschmähte er nicht.

¹ Caboclo: Mischling aus Indio und Weißen. Gelegentlich auch abträglich für wenig vertrauenswürdige Personen gebraucht.

Als ich ihn fragte, woher er käme und wie es ihm ginge, schüttelte er nur den Kopf. Der Fall begann mich zu interessieren – aber wer beschreibt mein Erstaunen, als er eine in einem schmutzigen Lappen gehüllte Kette mit einem Anhänger aus seinem Poncho zum Vorschein brachte.

Obwohl inzwischen fast vier Jahrzehnte vergangen sind, ist mir die Szene so deutlich in Erinnerung geblieben, als hätte sie sich gestern ereignet. Die Strahlen der noch tiefstehenden Sonne spiegelten sich golden funkelnd in dem dünn gehämmerten Anhänger. Im hellen Licht wurden feine Gravuren und Ziselierungen sichtbar. Wenn das Ding echt war, schien es ein Vermögen wert. Dabei handelte es sich weniger um den Goldwert – eine spätere Prüfung offenbarte, dass das Material aus einer Gold-Kupfer-Legierung bestand. Die *Inka* und ihre Vorgänger, die *Chimu*, *Moches* und *Chachapoya* hatten derartige Kultgegenstände angefertigt. Der historische und völkerkundliche Wert der Kette war enorm – falls es sich um keine Fälschung handelte.

„Woher hast du das?“ fragte ich den Indio. Dieser blies den Rauch in die Luft und schwieg weiter. Täuschte ich mich oder huschte ein leises Lächeln über sein verhärmtes Gesicht?

Kaum war eine Frage gestellt, als ich mich ihrer schon schämte. Wie konnte ein erfahrener Mensch so naiv fragen. Die Präsentation des glitzernden Dinges hatte mich derart überrascht, dass ich im Augenblick vergessen hatte, dass die Verkäufer natürlich niemals ihre Fundorte preisgeben.

„Wieviel verlangst du für die Kette?“ lenkte ich die Unterhandlung in realere Bahnen.

Jetzt nickte der Indio und begann erstmals zu sprechen. Unser Gespräch erfolgte auf Spanisch, dass er gut beherrschte.

„Señor, mein Herr ist erkrankt. Er braucht dringend einen Arzt. Wir sind mittellos. Sie wurden mir als ehrlicher Händler empfohlen, der arme Indios nicht mit Niedrigpreisen übers Ohr haut. Mein Herr hat hohes Fieber und muss ins Hospital. Die Kette gehört ihm – sie werden sich sicherlich über den Preis einig werden“.

Das Museum hatte mir für Sondereinkäufe ein ausreichendes Budget zur Verfügung gestellt. Natürlich musste vor Abschluß des Handels der Gegenstand genauerer Prüfung unterzogen werden. Aber im Moment war der Zustand des Besitzers der Goldkette wichtiger.

Ich begab mich gemeinsam mit dem Indio zunächst zum zentralen Hospital von Iquitos. Dort musste ich mit dem leitenden Arzt nicht lange verhandeln, um ein Spitalsbett zu bekommen. Sogar ein Einzelzimmer wurde zur Verfügung gestellt. Geld öffnet in Südamerika – besonders auch in Peru – Tür und Tor.

Der Indio war inzwischen gegangen, um seinen Herrn zu verständigen. Die beiden waren in einer Hütte am Stadtrand untergekommen – mit Sicherheit kein geeignetes Quartier für einen Schwerkranken.

Denn dass es sich um einen solchen handelte, wurde klar, als wir den ‚Herrn‘ mit einem Ambulanzauto abholten.

Als ihn die Sanitäter aus der Unterkunft trugen, konnte ich den Besitzer der Goldkette erstmals ins Auge fassen. Es handelte sich um einen mittelgroßen, hageren Mann unbestimmten Alters. Er konnte genauso gut fünfzig aber auch erst

dreißig sein. Sein abgezehrtes, eingefallenes Gesicht mochte ihn älter erscheinen lassen, als er tatsächlich war. Seine flackernden Augen und der Schweiß auf der Stirn ließen merken, dass er hohes Fieber hatte.

Trotz seines Zustandes war er ansprechbar. Nachdem er mich eindringlich gemustert hatte, begann er mit dumpfer Stimme zu sprechen, wobei sich zwischen den einzelnen Sätzen Kurzatmigkeit bemerkbar machte.

„Bueno, es ist mir ein Vergnügen, sie zu treffen, Señor, wenn auch unter diesen eingeschränkten Bedingungen. *Pedro*, so heißt der Indio, hat mir berichtet, dass sie die Maske erwerben werden und ich mich als Gegenleistung der ärztlichen Kunst unterwerfen darf. Auch wenn ich denke, dass dies nicht mehr viel nützen wird und ich bald aus dem letzten Loch pfeifen werde – ich nehme ihre Hilfe natürlich gerne an“.

Die gewählte Ausdrucksweise meines Gegenübers stand im Gegensatz zu dessen abgerissener Kleidung.

Ich wollte ihm die Hand schütteln, doch er winkte ab. „Ansteckungsgefahr“, erklärte er. „Wer weiß, welchen Keim ich in mir trage. Aber sie wollen natürlich wissen, mit wem sie es zu tun haben. Ich bin Ölsucher. Namen tun hier im Urwald wenig zur Sache – und ich habe den meinen schon fast vergessen. Nennen sie mich einfach *Petrolero*². Ursprünglich komme ich aus dem alten Europa, aus einem kleinen Land, das viele hier gar nicht kennen. *Soy Austriaco*³“.

² Spanisch: Ölsucher

³ Spanisch: Ich bin Österreicher

Jetzt war meine Überraschung komplett. Ich habe eingangs vergessen zu erwähnen, dass ich ebenfalls mitteleuropäischer Herkunft war. Mein Vater war Italiener aus Bozen, meine Mutter stammte aus Nordtirol. Somit hatten sich mitten in der ost-peruanischen Wildnis, am Quellfluß des Amazonas, zwei Landsleute getroffen.

Als ich dies dem Petrolero freudig eröffnete, konnte ich deutlich das Wasser in seinen Augen bemerken. Zum zweiten Mal an diesem Morgen glitzerte etwas im Licht der Morgensonne.

Welches Schicksal mochte den Petrolero hierher nach Iquitos geführt haben? Ich konnte meine Fragen danach kaum zurückhalten.

Im Hospital ergab eine erste Untersuchung, dass der Petrolero neben dem hohen Fieber an einem allgemeinen Schwächezustand litt. Welche Art die Tropenerkrankung war, konnte erst eine virologische Untersuchung feststellen. Eine solche wurde unverzüglich gestartet.

Am folgenden Vormittag ging es dem Petrolero schon besser. Er hing am ‚Tropf‘, das heißt, es wurden ihm Infusionen verabreicht. Er war fieberfrei und empfing mich mit klaren Augen und aufmerksamer Freude. Ich war überrascht, wie schnell er sich erholt hatte.

„Du hast mir das Leben gerettet, das vergesse ich dir nicht“, erklärte er voll Dankbarkeit. Seine Stimme klang nicht mehr so hohl wie gestern, als er noch hohes Fieber hatte.

„Es ist so schön, einen Landsmann zu treffen“, setzte er fort, und seine Augen wurden wieder feucht. „Du mußt mir von der Heimat berichten. Doch

zuvor will ich dir über mich erzählen. Ich habe dein Interesse an meinem Schicksal gefühlt. Nicht, dass dies so wichtig ist. Mir geht es mittlerweile gut, sodass ich deinen Wunsch erfüllen kann. Und da du – wie ich von Pedro weiß – an der Geschichte der Indios interessiert bist, bin ich mir deiner Aufmerksamkeit gewiß. Du wirst Neuigkeiten erfahren, von den Historiker und Archäologen bisher nur träumen ...“

Und dann begann er zu erzählen. Anfänglich flott und zusammenhängend, dann jedoch stockend mit zunehmend längeren Pausen. Er stammte aus Niederösterreich, hatte nach dem Krieg an der Montanistischen Hochschule in Leoben in der Steiermark Bergbau studiert und war dann als Erdölingenieur nach Alaska gegangen. Dort hielt es ihn nicht lange, er verdingte sich in Indonesien, um nach einem Intermezzo in Sibirien zurück nach Amerika zu kommen, diesmal allerdings in den Süden. Nach einer längeren Tätigkeit in Mexico war er schließlich nach Peru gelangt, wo er für *Standard Oil* als Prospektor unterwegs war.

An der Kultur der Mayas, Azteken und Inka war der Petrolero schon seit seiner Jugend interessiert. In Lateinamerika hatte er sich dann einschlägig mittels Selbststudium weitergebildet. Im Kontakt mit Archäologen und Völkerkundlern war es ihm gelungen, seine Kenntnisse zu vertiefen.

Gegen Mittag unterbrach die Oberschwester ihren Bericht. Das viele Reden hatte den Patienten sichtlich angestrengt, und so wurde ich gemeinsam mit Pedro hinauskomplimentiert. Die faszinierende Erzählung hatte mich in Bann geschlagen, sodass die Stunden wie im Flug vergangen waren. Ich fieberte schon der Fortsetzung des Berichtes entgegen.

*

Am nächsten Morgen erwartete uns der Petrolero schon aufrecht sitzend im Bett. Sein Zustand schien sich weiter verbessert zu haben, und er war offensichtlich begierig, seine Ausführungen fortzusetzen.

Er erzählte über seine Urwalderlebnisse, Auseinandersetzungen mit Eingeborenen, die in nur schwer zugänglichen Regionen hausten, seinen Aufenthalt in einem Dorf wilder Indios. Begierig lauschte ich seiner Schilderung über das Auffinden von Inka-Relikten, der spektakulären Flucht seines Gefährten und dem Bootsunglück in den Stromschnellen.

Viel zu früh erschien der Arzt und untersagte dem Patienten die Fortsetzung seiner Erzählung.

Doch bevor ich ging, kam es noch zu zwei bemerkenswerten Geschehnissen. Zunächst griff der Petrolero unter seine Bettdecke und brachte ein abgegriffenes, kleines Notizbuch zum Vorschein.

„Mein Tagebuch“, flüsterte er. „Da steht alles viel genauer drin, als ich es hier berichten kann. Nimm und lies es ...“

Ich war gerührt ob dieses Vertrauens. Wie sehr mich der Petrolero ins Herz geschlossen hatte, wurde mir aber erst bei seiner folgenden Bemerkung klar.

„Sobald ich wieder auf dem Damm bin, kehre ich in den Wald zu den Indios zurück. Und du sollst ich begleiten. Ich werde dich zum ‚*Señor del Bosque*‘⁴ und zu *Mira*, seiner Tochter bringen. Du sollst die Wand des Petroglyphen sehen

⁴ Spanisch: ‚Herr des Waldes‘

und die ‚*Remulina de los Incas*‘⁵ kennenlernen. Du hast mein Leben gerettet und sollst dafür Dinge sehen, die erst ganz wenige Weiße zu Gesicht bekommen haben ...“

Ich war tief bewegt und brachte kein Wort heraus. Beim Hinausgehen nahm mich Pedro zur Seite. Er hatte Tag und Nacht beim Petrolero ausgeharrt. Jetzt schüttelte er den Kopf.

„Machen sie sich nicht zu viel Hoffnung, Señor“, dämpfte er meine Erwartung. „So schnell wird der Petrolero nicht wieder gesund. Es ist die Freude, einem Landsmann seine Geschichte erzählen zu können, die ihn so lebhaft macht. Er ist noch sehr schwach und wird sich nicht so bald erholen“.

Bevor ich das Hospital verließ, erkundigte ich mich noch beim Arzt. Er zuckte die Achseln, als ich ihn nach den Aussichten fragte. „Die Antibiotika haben das Fieber gesenkt. Aber es ist unklar, was der Patient ausbrütet. Die Blutuntersuchung wird hoffentlich Klarheit schaffen. Mehr Kopfzerbrechen macht mir sein genereller Schwächezustand. Ich hoffe nur, dass ihn die Infusionen wieder stärken“.

Im Hotel angekommen, machte ich mich über das Tagebuch des Petrolero her. Den Rest des Tages war ich damit beschäftigt, es durchzulesen. In Verbindung mit den mündlichen Ausführungen des Petroleros vermittelten die Aufzeichnungen ein detailliertes, eindrucksvolles Bild seiner Erlebnisse im peruanischen Urwald.

In den folgenden Kapiteln habe ich diese Geschichte nacherzählt. Dabei wurde nichts Erfundenes hinzugefügt, wohl aber Passagen aus dem Tagebuch

⁵ Spanisch: ‚Mühle der Inka‘

unterdrückt, die im gegenwärtigen Zusammenhang ohne Bedeutung sind. Die Tagebuchaufzeichnungen brechen unvermittelt ab. Über die aufregenden Ereignisse nach Verlassen des Indianerdorfes hatte der Petrolero nur cursorisch berichtet. Ihre Schilderung beruht im wesentlichen auf einen Bericht Pedros, den er mir später gegeben hat.

Die vorliegende Erzählung ist so angelegt, als ob der Petrolero sie selbst schildern würde. In gewissem Sinn hat er das ja auch getan.

Im Camp der Ölsucher

Die Bar, an deren Theke ich stand, hieß *Remate de Males*, Höhepunkt des Übels, und ihr Name paßte exakt zu meiner Stimmung. Hier, in der Weltabgeschiedenheit, am Rande der Wildnis, hatte mich letztlich doch der Schakal eingeholt und wühlte mit seinen Fangzähnen in meinem Inneren. Selbstredend ist das nur bildlich gemeint: Der Schakal steht für die große Depression, die mich seit Tagen befallen hatte und in meiner Seele – angenommen die gibt es überhaupt – gewaltig umrührte.

Dicke Rauchschwaden, Stimmengewirr, das Lachen der Mädchen, Klimpern der Würfel, Gläserklirren – all das war nicht imstande, mich von meinem Weltschmerz abzulenken. Die Ausdünstungen der zerlumpten, schwitzenden, unrasierten Gäste vermischten sich mit dem Zigarrenqualm, billigem Parfüm und noch billigeren Fusel zu einer Duftwolke, welche für Lokale dieser Art charakteristisch sind.

Don Casimiro, der einäugige, unförmige dicke Wirt, der mit seiner Augenbinde, den schwarzen Bartstoppeln, und dem über seine Glatze gebundenen Kopftuch wie ein Pirat aussah, schenkte mir ein weiteres Glas *Cachassa*, den scharfen Zuckerrohrschnaps, ein. Ich beschloß, es diesmal nicht hinunterzustürzen, sondern in mehreren kleinen Schlucken zu trinken.

Der Höhepunkt des Übels lag in *Campo Yarina*, einer kleinen Ansiedlung am *Rio Mosquito*. Dieser ist ein Nebenfluß am Unterlauf des *Rio Ucayali*. Der wieder ist der östlichste der drei großen Quellflüsse des Amazonas in Peru.

Mehr als zwei Drittel der Einwohner von Yarina arbeiteten bei Standard Oil, einem großen US-amerikanischen Unternehmen, das aufgrund eines Vertrages mit der peruanischen Regierung die Ölvorräte im Amazonastiefland ausbeutet.

Ich war bei der Firma als ‚Prospektor‘ angestellt. Als solcher musste ich in den Urwald vordringen, um hier unentdeckte Ölvorkommen aufzuspüren. Das Risiko für die kleinen Suchtrupps, mit denen ich dies tat, war beträchtlich. Wenn man nicht an Malaria oder Gelbfieber einfing, taten Giftschlangen oder feindliche Eingeborene ihr Übriges. Prospektoren waren deshalb gut bezahlt, aber länger als drei, vier Jahre hat kaum je einer den Job ausgeübt.

Viel gab es in Yarina nicht an Zerstreuung. Neben der Remate-Bar mit dem Alkohol und den Mädchen praktisch nichts. So konnte man, wenn man in diesen beiden Hinsichten Maß hielt, eine Menge Geld sparen. Aber es gehörte schon eine gerüttelte Portion an Abenteuerlust dazu, um laufend Expeditionen in meist unkartierte Urwaldregionen durchzuführen.

Ich hatte das nun über ein Jahr lang getan und auch schon ein größeres Naphta-Vorkommen lokalisiert – eine Entdeckung, die meinem Team eine nennenswerte Prämie eingebracht hatte. Doch seit einigen Wochen hatte ich die Nase voll und wollte aufhören. Doch das war nicht so einfach, da ich zuvor unvorsichtigerweise meinen Vertrag auf zwei Jahre verlängert hatte. Master Clark, mein Vorgesetzter bei der Standard Cooperation, würde mich wohl nicht ohne Weiteres weglassen. Natürlich konnte er mich nicht festbinden, aber ein vorzeitiger Ausstieg aus dem Vertrag war mit einer beträchtlichen Strafzahlung verbunden. Dann aber wäre mein sauer Erspartes wieder weg gewesen.

Ein weiterer Grund für mein Tief bestand darin, dass ich mittlerweile ein anderes Ziel meines Südamerika-Aufenthaltes ins Auge gefaßt hatte. In einem

Magazin hatte ich von der *Yupanqui-Expedition* gelesen. *Túpac Yupanqui* war ein Inkaherrscher, der kurz vor der Eroberung des Inkareiches durch die spanischen Konquistadoren einen großen Heereszug ins Amazonastiefland durchführte. Dabei war es gelungen, den Einflußbereich der Inka nach Osten auszudehnen. In diesen Regionen, die später dann auch als Rückzugsgebiete der vertriebenen Inkaherrscher dienten, wurden bisher unentdeckte Festungen vermutet. In den vergangenen zwei Jahrzehnten wurden Anstrengungen unternommen, diese Relikte im Urwald aufzufinden. Mehrere Expeditionen, die sowohl von der peruanischen Regierung als auch von ausländischen Organisationen arrangiert wurden, waren bisher allerdings weitgehend ergebnislos verlaufen. In der Öffentlichkeit wurden diese Unternehmen als *Yupanqui-Expeditionen* bezeichnet, da sie sozusagen auf den Spuren der Inka durchgeführt wurden. Offiziell standen dabei zwar archäologische und historische Interessen im Zentrum, doch aus den Zeitungsberichten trat klar hervor, dass es dabei auch – und vielleicht sogar primär – um das Auffinden von Inka-Gold ging. Zum wiederholten Mal wärmte die Presse die Jahrhunderte alten Legenden von *El Dorado* und *Paititi* auf. Danach sollten sich die Inka auf ihrer Flucht vor den spanischen Eroberern in unzugängliche Gebiete im Osten von Peru zurückgezogen haben und dort ihre Goldschätze verborgen haben.

Ich verschlang diese Berichte und überlegte ernstlich, mich an dieser Suche auf eigene Faust zu beteiligen. Das fragliche Gebiet lag ja praktisch vor der Tür. Und wenn schon Strapazen und Fährnisse in unerforschten Urwaldgebieten, dann sollte es sich auch richtig auszahlen. Ich wollte lieber auf eigene Rechnung Gold suchen, als Prospektor von Standard nach Öl und Naphta Ausschau zu halten.

Ich war also mit dem Sinnieren über mein Lieblingsthema beschäftigt. Aber als ich das Für und Wider zum hundertsten Mal abwog, spürte ich eine leise Berührung an meiner Schulter. Ich wandte mich um und sah in die dunklen

Augen von Juanita. Sie war eines der Mädchen, welches von Don Casimiro dazu angestellt waren, die Gäste zum Trinken zu animieren. Was sie sonst noch mit diesen in den schmutzigen Hinterzimmern der Bar anstellten, blieb ihnen überlassen. Don Casimiro streifte in jedem Fall weit mehr als die Hälfte der Bezahlung für Schnaps und Liebe ein.

Ich blickte in das schöne Gesicht von Juanita. Grellrote Lippen, schwarz geschminkte Augen, ein tiefer Ausschnitt. In ihren blauschwarzen Haaren trug sie eine große rote Hibiskusblüte. „Lädst du mich auf ein Getränk ein?“ fragte sie mich lächelnd und tätschelte eine Hand. Ich nickte. Der Wirt öffnete eine Flasche Wein, der sündteuer aus Chile importiert wurde. Die Damen tranken Wein, während sich ihre Kavaliere mit Cachassa begnügten.

„*Cerveza para mi!*“, Don Casimiro“, versuchte ich meine trübe Stimmung damit zu vertreiben. Die ewige Schnapstrinkerei war nicht gut, weder für die Gesundheit noch für das dauerhafte Befinden. Eine kurze Euphorie – und dann der Katzenjammer. Ähnlich wie mit den Mädchen. Gestern war ich mit Juanita ins Hinterzimmer gegangen. Ihr attraktives Gesicht, ihre willigen Arme und ihr reizvoller, schlanker Körper ließen mich in einen Rausch von Begierde und Erfüllung versinken. Wir hatten uns wie wahnsinnig geküßt, und sie hatte mir den Eindruck gegeben, dass sie mich mochte.

„Kommst du mit mir, Petrolero?“ flüsterte sie und schmiegte sich an mich. „Mit dir ist es schöner als je zuvor, Muchacho“, lockte sie weiter.

Sie nannte mich Petrolero. Alle im Camp nannten mich so. Ein solcher ist in Lateinamerika ein Unternehmer im Ölgeschäft. Ich war ein einfacher Prospektor, der die Fundstätten erkundete. Ein Petrolero tut das nicht. Er sitzt im Büro und

⁶ Spanisch: Bier für mich

managt die Firma. Wie ich zu diesem Spitznamen gekommen bin, daran erinnere ich mich nicht mehr.

„Heute nicht, mein Täubchen“, beantwortete ich Juanitas Aufforderung. „Mir ist nicht danach. Und dass ich dein Favorit bin, das glaube ich nicht. Das sagst du wohl zu all deinen Muchachos“.

Juanita lächelte und verzichtete auf einen Einwand. Sie schien nicht böse zu sein über meine Ablehnung. „*Comprende*⁷, du willst allein sein, Petrolero. Ich werde später wiederkommen. Vielleicht schenkst du mir dann etwas. Im Standard-Shop habe ich eine wunderschöne, moderne Handtasche gesehen, wie sie die feinen Señoritas in Lima tragen“. Sie zog einen Kußmund und verschwand.

Ich schenkte mir das Bier ein. Es war aus Deutschland importiert, eiskalt und überaus wohlschmeckend. Zwar waren die Flaschen klein und teuer, aber ich konnte mir ja eine ganze Batterie leisten.

Nach der zweiten Flasche – der Wirt kannte meine Vorliebe und sorgte unaufgefordert für Nachschub – befiel mich jäh starkes Heimweh. Ich mußte selbst über mich lachen: Eben erst hatte ich Pläne als Schatzsucher gewälzt, nun überkam mich eine ursprüngliche Sehnsucht nach der Zivilisation.

Dazu muß ich bemerken, dass ich auf meinen vielen langen Reisen nur selten Heimweh verspürt habe. Meine Eltern waren tot, und auch sonst wartete niemand auf mich. Das Gefühl jetzt war auch anders, komplexer gelagert. Musik von Mozart in der Oper, Verse von Faust im Theater, Bilder von Gauguin im Museum, Vorträge an der Universität – das alles vermißte ich mittlerweile sehr. Besonders aber ging mir das Stöbern in Bibliotheken und Buchhandlungen ab ...

⁷ Spanisch: Verstehe

Jemand legte die Hand auf meine Schulter. Ich tauchte aus dem Meer von Gedanken über mein Schicksal und Ideen es zu verbessern wieder auf.

Neben mir stand *Pedro*, mein bester Freund in Campo Yarina. Pedro war Indio, reinblütig und kein Caboclo. Seit er in meinem Team mit auf Ölsuche war, schätzte ich seine Zuverlässigkeit und Treue. Seine praktischen Kenntnisse in der Wildnis waren von unschätzbarem Wert. Er war es auch, der auf einer unserer ersten gemeinsamen Expeditionen das Naphta-Vorkommen entdeckt hatte. Bis zum Schluß ist er ein wahrer Freund geblieben.

Pedro und mich verband zudem ein gemeinsames Hobby. Stundenlang konnten wir über die verborgenen Inka-Festungen im östlichen Tiefland sinnieren. Er war es auch, der mir erstmals von der Legende der ‚*Remulina de los Incas*‘ erzählt. Damit waren gefährliche Stromschnellen in einem Fluß östlich von hier gemeint. Um welchen Fluß es sich dabei handeln sollte, das wußte keiner. Unter diesen ‚Mühlen‘ sollten sich Gewölbe befinden, welche den Inka als letzter Zufluchtsort gedient hatten. Natürlich vermutete Pedro darin Goldschätze und lag mir ständig in den Ohren, sich mit ihm gemeinsam auf die Suche der *Remulina* aufzumachen.

„Der Orchideenjäger⁸ ist im Anmarsch. Er will mit dir sprechen, Petrolero“. Pedro machte nie viel Worte. Er war das Gegenteil von geschwätzig – eine der Eigenschaften, die ich an ihm schätzte.

Am Vortag war in Yarina ein Nordamerikaner aufgetaucht, der angeblich auf Orchideensuche war. Er nannte sich *Tim Holt*, aber ich bezweifelte, dass dies

⁸ Aussterbender Beruf von Blumensammlern, welche seltene Orchideen auf Urwaldbäumen suchen.

sein wahrer Name war. Ebenso bezweifelte ich, dass er hinter Orchideen her war. Bald sollte sich herausstellen, dass ich zumindest mit meiner zweiten Vermutung nicht falsch lag. Aber das war egal. Am Rande der Wildnis trieben sich viele fragwürdige Existenzen herum, die dem Glück auf verschiedene Weise nachjagen.

Holt hatte um eine Unterredung ersucht, und ich hatte ihn für heute das Remate de Males vorgeschlagen.

Tim Holt

Dann kam der Auftritt Tim Holts, der theaterreif war. Sozusagen als Ouvertüre begann der Lärm im Schankraum plötzlich zuzunehmen. Zusätzlich zur üblichen Unterhaltung, Gläserklirren, Trinksprüchen und dem grellen Kichern der Mädchen, waren laute Wortfetzen zu hören. Da Streit zwischen Betrunkenen, den Gästen und der Bedienung nichts Ungewöhnliches war, schenkte ich dem Ganzen zunächst keine Aufmerksamkeit. Erst der Klang zweier Schüsse weckte mein Interesse. Nachdem die Schüsse gefallen waren, traten die Gäste zurück. In der Mitte des Gastraumes stand ein Caboclo mit gesenkter, rauchender Pistole. Er hatte offenbar zwei Schüsse in den Boden abgegeben. Sein Schwanken ließ auf einen hohen Grad von Betrunkenheit schließen.

Der Mestize gestikuliert wild und schleuderte – zumindest für mich – unverständliche Sätze gegen den Rest der Welt. Da öffnete sich der Vorhang, der anstelle einer Tür den Eingang vor Moskitos schützte, und Tim Holt trat ins Zimmer, gefolgt von einem Indio. Beide gehörten offenbar zusammen.

Der Caboclo trat ein paar Schritte auf Holt zu, hob die Pistole und schlug sie auf ihn an. Jedweile Unterhaltung in der Gaststube stockte, kein Klirren der Gläser mehr, kein gurrendes Lachen der Mädchen.

Der Betrunkene begann mit drohender Stimme zu lallen. Der Gringo solle sich vorstellen, wenn er den Raum betrat, andernfalls würde er es dem schon zeigen und so weiter.

Was sich dann ereignete, geschah mit atemberaubender Schnelligkeit. Holt hob seinen rechten Arm und hatte plötzlich eine Machete in der Hand. Nur wer genau aufgepaßt hatte, konnte merken, dass ihm sein Begleiter das Buschmesser zugeworfen hatte. Blitzschnell schlug Holt zu und die Pistole polterte samt einigen abgehackten Fingern zu Boden.

Voll Verwunderung betrachtete der Caboclo seine Handwurzel aus der ein Blutstrom hervorschoß. Erst machte er keine Anstalten, die Blutung zu stillen. Dies geschah erst, als Don Casimiro herbeieilte und geistesgegenwärtig ein Tuch über die Verletzung band.

Der Caboclo war totenbleich geworden. Der Hieb hatte sowohl seine Angriffslust als auch seine Betrunkenheit eingedämmt. Er begann laut zu jammern, dass er es nicht so gemeint habe und solche Schmerzen hatte. Mehrere Finger seiner Hand war er allerdings los. Wenn auch die Verletzung nicht lebensgefährlich war, seine Rechte würde er niemals wieder voll einsetzen können.

Tim Holt schien das alles wenig zu berühren. Gemeinsam mit dem Indio trat er zu mir.

„*Buenas tardes, Señor*“, begrüßte er uns. Keine freundliche Begrüßung, aber Jacinto und ich, wir wissen uns wohl zu wehren. „Setzen wir uns an diesem Tisch dort?“

Zwei Dinge sind mir beim damaligen starken Auftritt Tim Holts und seinem Indio aufgefallen. Zum einen schienen sie ein wohl eingespieltes Team zu sein. Ohne viele Worte hatte Jacinto Tim die Machete zugeworfen. Mit Sicherheit erlebten sie eine derartige Situation nicht zum ersten Mal. Und zum anderen, die unglaubliche Brutalität, mit welcher der americano vorgegangen war. Die Betrunkeneheit des Caboclo war ganz offensichtlich, und gutes Zureden hätte die Situation wohl auch bereinigt.

Als ich ihm dies, nachdem wir zu viert an einem Tisch Platz genommen hatten zum Bedenken gab, winkte Tim nur ab: „Vielleicht hätte sich der Betrunkene beruhigen lassen, vielleicht aber auch nicht. Ich gehe lieber auf Nummer sicher. Caboclos sind tückisch“. Jacinto, der mir vom Anfang an unsympathisch war, nickte dazu.

Nach diesem Auftritt hätte ich gleich damals wissen müssen, dass man sich mit den beiden auf kein Geschäft einlassen sollte. Aber im Nachhinein ist man stets klüger.

Jetzt war auch Zeit, Tim und seinen Indio zu mustern. Holts Alter schätzte ich um die vierzig. Er war mittelgroß, hell-blond – später hat er von dänischen Vorfahren gesprochen – schlank und muskulös. Auffallend war sein stark ausgeprägtes Kinn, das auf Willensstärke schließen ließ. Draufgängerisch war er, und auch Mut konnte man ihm nicht absprechen. Dennoch war er mir – wohl aufgrund seines brutalen Vorgehens – nicht sonderlich sympathisch. Eine innere

Stimme warnte mich vor ihm, doch diese war schnell vergessen, als er mir mitteilte, weshalb er mich sprechen wollte.

Anstelle einer Erklärung, griff er in seine Brusttasche und brachte ein schmutziges Tuch zum Vorschein. Er blickte vorsichtig in die Runde, und dann verstand ich, weshalb er einen abseits gelegenen Tisch gewählt hatte. Als er den Lappen öffnete, kam eine Kette zum Vorschein. Trotz der schummrigen Bar-Beleuchtung war ihr goldenes Schimmern wahrzunehmen.

„Ist die echt?“ fragte ich elektrisiert.

„Darauf kannst du Gift nehmen, Petrolero“, lächelte Tim süffisant. „Und mit diesen soliden Gliedern ist sie gut und gerne ihre dreißigtausend Dollar wert“.

„Der Anhänger mit dem Indiokopf zeigt, dass die Kette ein Inkaschmuck ist. Unter Sammlern ist sie vermutlich noch um einiges mehr wert“, stieß Pedro mit belegter Stimme hervor. „Woher haben sie das Ding, Señor Holt?“

„Das möchtest du gerne wissen, nicht wahr, muchacho“, reagierte Tim ironisch. „Aber ich will es dir gerne mitteilen. Wir haben sie von einem *Cuncho*⁹, den Jacinto und ich am Rio Mosquito aufgestöbert haben“.

„Wieviel habt ihr ihm dafür gegeben? Hat er sie freiwillig hergegeben“, fragte ich absichtlich naiv.

Tim sah mich verwundert an. Er wußte nicht, ob ich meine Frage ernst gemeint hatte. An seiner Stelle antwortete Jacinto: „Wir haben ein wenig

⁹ Lokale Bezeichnung für wilden, d.h. nicht zivilisierten Indio.

nachhelfen müssen. Dann hat er sie uns gerne gegeben. Und über den Preis schweigt der Geschäftsmann“.

Am liebsten hätte ich ihm mit der Faust geantwortet. Doch Pedro, der meine Aufregung fühlte, legte seinen Arm auf den meinen und meinte: „Hören wir uns doch an, was uns die Señores sagen wollen. Sie haben uns die Kette nicht ohne Grund gezeigt“.

„Claro¹⁰, und es ist wohl abzusehen, dass der Señor Petrolero nicht als Käufer in Frage kommt“, musterte uns Holt etwas abschätzig.

Ich schwieg, wohl wissend, dass mein eher abgerissenes Äußeres keine großen Reichtümer vermuten ließ.

„Well, um es kurz zu machen – wir wollen euch für eine kleine Expedition dorthin anwerben, woher die Goldkette stammt“.

„Weshalb gerade uns?“ nahm Pedro den Faden unsererseits auf.

„Das ist leicht erklärt“, entgegnete Tim. „Ich habe mich in Yarina umgehört. Und habe dabei erfahren, beispielsweise von Don Casimiro, dass ihr beide ständig von Indioschätzen schwärmt. Zum anderen gibt es kaum andere Weiße als dich, Señor Petrolero, die mir für ein solches Unternehmen geeignet scheinen“. Den Seitenblick den Tim dabei auf Pedro warf, sprach Bände. Indios schienen für ihn wenig zu zählen.

Obwohl man Holts letzte Bemerkung auch als Kompliment auffassen konnte, war mir seine zynische Art zuwider. Aber natürlich reizten mich die

¹⁰ Spanisch: klar

Schätze. Bot das Anlaß und Chance von Öl-Business auszusteigen? Aber ich beschloß, Holt noch zappeln zu lassen.

„Erstens würde ich nicht ohne Pedro mitkommen“, begann ich meine Bedingungen zu nennen.

„Gewährt“, reagierte Tim sofort. Und Jacinto fügte hinzu: „Ein paar weitere tüchtige Fäuste sind uns willkommen“.

Doch ich war erst am Anfang. Ich setzte also fort: „Wie teilen wir das Fell des Bären auf? Sprechen wir doch darüber, bevor wir ihn erlegt haben, also jetzt“.

Tim runzelte die Stirn. Meine Frage traf ihn offenbar unvorbereitet. Bevor er antworten konnte, fügte ich hinzu: „Wie stets mit der Ausrüstung? Vorräte, Waffen und all die Gerätschaften und Utensilien für einen Urwaldtrip?“

Holt kratzte sich verlegen hinterm Ohr. „So habe ich mir das vorgestellt“, setzte ich fort. Er kam nun in mein Fahrwasser. „Große Pläne aber wenig konkrete Vorbereitungen. Um es kurz zu machen: Pedro und ich kriegen die Hälfte von allem, was wir finden. Dafür stellen wir die Ausrüstung zur Verfügung“.

Tim kaute an seiner Pfeife. Da sie längst ausgegangen war, interpretierte ich dies als Zeichen seiner Unentschlossenheit. Dem konnte abgeholfen werden.

„Akzeptiere es oder lasse es sein, aber entscheide dich hier und jetzt“, versuchte ich einen Entschluß herbeizuführen. Mir war klar, dass Tim keine andere Wahl hatte als zuzustimmen, denn ohne Ausrüstung kam er nicht in den Wald.

Uns so war es auch. Wir besiegelten unseren Deal mit einer sündteuren Flasche französischen Champagner, die Holt spendierte.

In dieser Nacht ging ich noch zu Juanita und blieb bis zum Morgen bei ihr. Ich bildete mir ein, dass wir ineinander verliebt seien. Als Morgengabe bekam sie die Pesos für die feine rote Handtasche.

*

Als ich Pedro gegen Mittag traf, hatte er eine gute und eine weniger gute Nachricht für mich.

Zuerst die schlechte, bat ich. Sie bestand darin, dass das Ziel unseres Trips nur ungefähr bekannt war. Pedro hatte gestern noch länger mit Jacinto zusammengesessen, um Details des Unternehmens zu besprechen. Als Fazit meinte Pedro: „Der Indio mit der Kette hat Jacinto offensichtlich nicht reinen Wein eingeschenkt. Der erste Teil unserer Route ist zwar klar, dann werden wir aber wohl improvisieren müssen. Die Sache mit der Remulina scheint aber zu stimmen. Nach Aussage Jacintos hat der Cuncho zumindest vage darüber gesprochen“.

„Ich würde diesem Jacinto aber auch mehr nicht über den Weg trauen, als es unbedingt nötig ist“, bewertete ich die schlechte Nachricht.

„Jetzt aber die gute, Don Pedro“, setzte ich gut gelaunt fort.

„Bueno, ich habe begonnen, mir über die Vorräte und Waffen Gedanken zu machen, die wir stellen müssen“, erklärte Pedro. „Mir war gestern gleich klar, dass du unsere Ausrüstung von Standard Oil nehmen willst. An Vorräten ist genug da, sodass es gar nicht groß auffallen wird, wenn wir etwas für unseren Bedarf

nehmen. Und für den Waffenschrank habe ich einen Nachschlüssel. Frage mich nicht woher, es hat ich ein Dutzend Flaschen Cachassa gekostet, aber jetzt haben wir Zugang“.

„Ich habe immer gewußt, was ich an dir habe, Muchacho“, schloß ich das Gespräch. Schlechtes Gewissen gegenüber Standard hatte ich nicht. Diese US-Gringos hatten ihre Prospektoren genug ausgebeutet, dass ich die Gewehre samt Munition wohl als Abfindung betrachteten konnte.

Flucht aus Yarina

Der letzte Abend in Remate de Males. Rotgolden versank die Sonne im Rio Mosquitos. Unser Aufbruch war für Mitternacht geplant. Würde uns der Dschungel seine Geheimnisse offenbaren? Angesichts der Gefahren, die uns in der grünen Hölle erwarten mochten, kam mir der Gedanke, dass wir uns vielleicht noch nach dem ‚Höhepunkt des Übels‘ zurücksehnen würden.

Wieder war der Pfahlbau gesteckt voll von grölenden Caboclos. Betrunkene gestikulierende Männer, kokettierende Dirnen, verbissene Kartenspieler, Stimmengewirr und Gläsergeklirre – all das versank in der einsetzenden Nacht. Innerhalb der kurzen tropischen Dämmerung hatte sich der Himmel von goldgelb über braun und violett zu einem samtigen Schwarz verfärbt. Bald darauf begannen die Dünste aus dem Fluß zu steigen. Für unser Unternehmen waren Nebelschwaden günstig – verhüllten sie doch unsere Abreise.

Kurz nach Mitternacht bestiegen Tim, Pedro, Jacinto und zwei weitere Indios die beiden Boote, die wir schon am Morgen etwas außerhalb von Campo

Yarina flußabwärts in einer Bucht versteckt hatten. Waffen, Munition und Vorräte hatten die Indios vorsorglich unter Gummiplachen an Bord verstaut. Unser Proviant bestand aus einer Reihe von Cornedbeef-Dosen, Olivenöl, Bohnen, Yuccaknollen, einigen Bündel grüner Bananen und Kaffeepulver. Im Verein mit Jagd- und Anglerglück konnten wir mit diesen Vorräten viele Tage auskommen.

In dem einen Boot nahmen Tim Holt, Jacinto und einer der Indios Platz, während das zweite von Pedro, dem anderen Indio und mir bemannt war. Es war Pedro nicht schwergefallen, die zwei zusätzlichen Indios vom Ölsuchercamp loszueisen. Wir würden die zum Transport der Vorräte, des Kochgeschirrs, der Angelruten und der Waffen benötigen.

Zunächst ging es den Rio Mosquito abwärts. Dieser war genügend breit und ohne Stromschnellen, dass er auch ohne Gefahr in der Tropennacht befahren werden konnte. Der Fluß machte seinem Namen alle Ehre. Unmengen Moskitos machten die Fahrt nicht gerade angenehm. In die üblichen Geräusche einer Dschungelnacht mischten sich ein seltsam an- und abschwellender Höllenlärm, der durch Mark und Bein ging.

„*Son monos*¹¹“, erklärte Pedro. Von solchen Brüllaffen hatte ich schon gehört – aber dass ihr Gebrüll derart schrecklich klang, das war mir unbekannt. Erst als wir einige Schüsse in die Finsternis abgaben, trat Stille ein. Anschließendes Knacken von Ästen zeigte, dass unser Gewehrfeuer eine ganze Herde verjagt hatte.

Als es grau wurde, bogen wir in einen Nebenfluß des Rio Mosquitos ein. Dies sollte einerseits mögliche Verfolger von Standard Oil in die Irre führen, da diese sicherlich annahmen, dass wir weiter flußabwärts gefahren waren.

¹¹ Spanisch: ‚Es sind Affen‘

Vermutlich würde die Ölkompagnie unseren Vertragsbruch und Raub von Waffen und anderen Dingen ahnden wollen. Zum anderen führte das Gewässer in Richtung zur sagenhaften Remulina de los Incas. Da es nun aber flussaufwärts ging, mußten wir rudern. Trotz der geringen Strömung des Gewässers erwies sich dies in der aufkommenden Tropenhitze als schweißtreibend.

Stundenlang ging es so dahin. Zunächst ruderten die Indios, während Tim und ich jeweils das Steuer bedienten. Aber bald zeigte sich, dass die Indianer das Arbeiten nicht erfunden hatten. Indios, *Cholos*¹² und Caboclos besitzen eine Abneigung gegen anstrengende Arbeit. Um schneller weiterzukommen, wechselten sich Tim und ich mit den Indios beim Rudern ab. Bei dieser Anstrengung hatten wir für die Schönheit der Landschaft kein Auge.

Erst als ich wieder das Steuer übernahm, bekam ich ein Gefühl für das Zauberhafte unserer Fahrt. Zu beiden Seiten standen die undurchdringlichen Mauern des Urwaldes. Im grellen Licht der Sonne ragten bizarr anmutende Baumriesen, von Lianen überwuchert über den Fluß. Der Flußverlauf war keineswegs gerade – er mäandrierte vielmehr gewaltig. Auf den Innenseiten der Kurven lagen enorme Sandbänke. Eine Reihe von Bächen, die versteckt unter dem Blätterdach in unseren Fluß mündeten, speisten denselben.

Gegen Mittag landeten wir auf einer Schotterbank. Die nahezu im Zenit stehende Sonne brannte heiß. Das silbrige Geflimmer des über die Kieselsteine strömenden Wassers bot ein wunderbares Schauspiel.

Wir zogen uns aus dem glühenden Bereich des Flußufers in den Schatten der Bäume zurück. Kein Laut als der des Glucksens des strömenden Wassers war zu hören. Im Gegensatz zum nächtlichen Höllenlärm durchbrach kein

¹² Spanisch: Mestize, also Mischling zwischen Weißen und Indianer.

Tiergeschrei, nicht einmal Vogelgezwitscher die gleißende Mittagshitze. Nicht einmal Papageien, die noch am Vormittag in leuchtenden Farben, grün, gelb, rot, laut krächzend am Ufer herumgeflogen waren, waren mehr sichtbar.

Wir hatten die Sandbank mit Bedacht gewählt, da unmittelbar ein schmaler Bach in den Fluß einmündete. Während das Flußwasser eher einer bräunlich gefärbten Brühe glich, war das Bachwasser klar, und wir hatten keine Bedenken, unseren Durst zu stillen und die Wasservorräte aufzufüllen.

Wir entzündeten aus dem angeschwemmten Treibholz ein kleines Feuer. Obwohl wir hungrig waren, tranken wir lediglich Kaffee, den wir aus dem mitgebrachten Pulver mit heißem Wasser zubereiteten. Ich gestehe gerne, dass der Kaffee, den ich im peruanischen Urwald aus den zerstampften Bohnen getrunken habe, köstlicher geschmeckt hat als selbst der Cafe Italiano. Pedro, der sich in der Gegend auskannte, vertröstete uns mit dem Essen auf eine Siedlung, die wir bald erreichen würden und wo wie verköstigt werden würden.

Und in der Tat: Nachdem wir am Nachmittag nur knapp zwei Stunden weitergerudert hatten, zeigten sich am rechten Flußufer einige Hütten. Die Bezeichnung Siedlung oder gar Dorf verdiente die Ansammlung der wenigen windschiefen, wegen des wiederkehrenden Hochwassers auf Pfählen errichteten Bretterhütten nicht.

Die armselig wirkenden, wenigen Bewohner begrüßten und freudig. In der Wildnis sind Weiße willkommen. Bei den zivilisierten Indios – bei den wilden ist es anders! – gelten sie als Medizinmänner, die vom Fieber bis zu Wunden alles heilen können. Auch ich wurde gleich zu einem alten Indio gebeten, der mit schwerer Malaria daniederlag. Ich verabreichte ihm ein paar Chinintabletten, murmelte einige Beschwörungsformeln – und als der Alte am nächsten Tag

fieberfrei war, kannte die Dankbarkeit der Leute keine Grenzen. Alle, außer Tim Holt, bewunderten meine Heilkunst!

Bald nach unserer Ankunft wurden wir trotz der Armut der Indios – zumindest für dortige Verhältnisse – reich bewirtet. Es gab Jaguarfleisch! ‚Tigre‘, sagte die Indianerin, die mir ein enormes Stück Fleisch zuschob. ‚Tigre‘ wird der Jaguar in ganz Südamerika genannt. Sein frisch abgezogenes, dunkles Fell hing noch feucht an der Wand. Bei der Tropenhitze hält sich das Fleisch nur kurze Zeit und muß gleich verzehrt werden.

Wieder bewahrheitete sich ein charakteristisches Merkmal der Wildnis: Im Urwald, in der Wüste oder sonstwo im ‚Outback‘ hat man entweder nichts oder zu wenig zu essen oder aber es herrscht reichlicher Überfluß – einen Mittelweg scheint es nicht zu geben. So aßen wir das Fleisch des ‚Tigre‘ in Unmengen. Dazu tranken wir ‚Masato‘, ein mit Wasser verdünntes alkoholisches Gebräu aus Yuccawurzeln, erfrischend und wohlschmeckend. Im Urwald durfte man keine Bedenken wegen der Wasserreinheit haben. In hygienischer Hinsicht ist wohl die Tatsache schlimmer, dass die Yuccawurzel von Indiofrauen zu einer weißen Masse gekaut wird, die dann in ein Gefäß gespuckt wird, wo die alkoholische Gärung einsetzt. Die Herstellung von ‚Chicha‘, dem Maisbier der Kordilleren, geschieht wohl auf ähnlich appetitlicher Weise.

Wir blieben die Nacht über in einem Eingeborenenhaus. Am Morgen verabschiedeten wir uns von den gastfreundlichen Indios und zogen einen Indianerpfad weiter in den Urwald. Den Fluß mußten wir verlassen, da er in eine ungewünschte Richtung führte. Die beiden Boote überließen wir den Indios, die sich darüber hocheifrig zeigten.

Vorräte, Waffen, Schlafsäcke und andere Utensilien hatten wir nun selber zu tragen. Der Löwenanteil kam dabei auf die Schultern der Indios. Deswegen waren sie mit dabei, und das entsprach auch der Hierarchie zwischen Weißen und Cholos.

Der ‚Troche‘, das heißt die Spur, der wir zunächst folgten, verlor sich bald im undurchdringlichen Gestrüpp. Wir hatten uns mit den Macheten einen Pfad durch das Dickicht zu bahnen – eine anstrengende Tätigkeit, in der wir uns alle nach jeweils etwas fünf Minuten abwechselten.

Zu allem Überfluß begann es zuerst sachte, dann aber immer stärker zu regnen. „*Madre de dios, porca miseria*“, fluchte Jacinto. Schon nach kurzer Zeit waren wir naß bis auf die Haut. Waffen, Munition und andere empfindliche Dinge hatten wir in Kautschuk-Plachen eingehüllt, die Pedro vorsorglich mitgenommen hatte.

Gegen Mittag machten wir Rast. Obwohl der Regen noch immer niederströmte, gelang es Jacinto und Pedro binnen kurzer Zeit ein Feuer zu entfachen. Sie schlugen mit ihren Macheten in die Rinde eines bestimmten Baumes. Der austretende Saft erwies sich als brennbar, worauf sie das Feuer mit Holzspänen nährten, die sie aus dem Stamm heraushackten. Es muß sich wohl um eine Art Gummibaum gehandelt haben.

Bei der Fertigkeit des Feuermachens bei Regen erinnerte ich mich an eine ähnliche Erfahrung, die ich in einer ganz anderen Weltgegend gemacht hatte. Bei einer Expedition in der sibirischen Taiga hatte unser Führer bei wolkenbruchartigen Regen in eine Kiefer gehackt und mit dem harzigen Holz schnell ein Feuer angefacht.

Stark gebrauter Kaffee weckte unsere Lebensgeister. Nach nur kurzer Rast marschierten wir weiter. Das Terrain war nicht mehr so flach wie bisher, sondern wurde leicht hügelig. Am Nachmittag stießen wir wieder auf eine Troche, die ungefähr in die einzuschlagende Richtung führte. Wir folgten ihr noch ein paar Stunden, während dessen der Regen schwächer wurde und ganz aufhörte.

Plötzlich begannen die Indios aufgeregt miteinander zu diskutieren. Pedro und einer der Indios verschwanden seitwärts im Dschungel. Offenbar hatten sie etwas entdeckt. Wir anderen beschlossen, unser Lager gleich an dieser Stelle aufzuschlagen. Obwohl es noch lange vor Sonnenuntergang war, hatte uns der nasse Marsch durchs Unterholz, vor allem aber der Gebrauch der Macheten erschöpft. Müde und von den Dornen des Gestrüpps und den Moskitos zerstoehen, sanken wir zu Boden. Dann gingen wir daran, ein primitives Buschlager aufzuschlagen. Dazu kappten wir einige kleinere Bäume, ramnten zusätzlich einige Stöcke in den weichen Dschungelboden, und begannen ein Blätterdach darüber zu errichten.

Wieder wurde Feuer entzündet und der unvermeidliche Kaffee getrunken. Leider hatten wir kein Fleisch mitnehmen können, da es am Vorabend gänzlich vertilgt worden war. Aber nach einer guten Stunde kehrten Pedro und der andere Indio zurück. Pedro führte einen mannshohen Bogen und einen Vorrat an langen Pfeilen mit sich. Er hatte drei mittelgroße Affen erlegt. Nachdem sie von den Indios kunstgerecht ausgeweidet wurden, wurden sie an Stecken am Feuer gebraten und ergaben eine passable Mahlzeit.

Als wir am nächsten Morgen weiterzogen, schauten uns die drei skelettierten Affenköpfe nach. Ich schauderte, da ich mich des Gefühls des Kannibalismus nicht erwehren konnte. In der Erinnerung scheint es mir, dass

unsere Expedition ab diesen Zeitpunkt unter keinem guten Vorzeichen gestanden ist.

Auf den Spuren Yupanquis

Die paar Hütten, die wir am Morgen verlassen hatten, bildeten den letzten Posten der ‚Zivilisation‘. Ab hier gab es nur noch ‚wilde Indios‘, *Salvajes*, wilde Cunchos, wie die zivilisierten Indios sie verächtlich nennen. Alle ‚Nichtwildern‘, selbst in den entlegensten Siedlungen, tragen Hemd und Hose aus bedrucktem Katun, während die ‚Wildern‘ nur mit einem Lendenschurz bekleidet oder völlig nackt sind. Die *Salvajes* sind nicht weiter gefährlich, wenn man sie unbehelligt läßt. Mit Eindringlingen in ihr Gebiet machen sie allerdings oft kurzen Prozeß. Blasrohre mit Giftpfeilen, gelegentlichen Kannibalismus und Kopffägertum sind nur drei Schrecknisse dort. Die ‚Zivilisierten‘ fürchten deshalb die ‚Wildern‘ und beschränken die Kontakte auf das Nötigste. Manchmal kommen die *Salvajes* in Siedlungen, um Hühner, Ferkel, Salz und andere Dinge des täglichen Bedarfs zu erwerben. Bezahlt wird meist mit Jaguarfellen.

Damit komme ich auf unser Unternehmen auf den Spuren Yupanquis zurück. Wollten wir zur Remulina de los Incas, so mußten wir in das Gebiet wilder Indios. Auf der Landkarte war dies einer der ominösen weißen Flecken – unerforschtes Gebiet! Es gab genug Geschichten von Weißen und Caboclos, die in die Region eingedrungen waren, aber nicht mehr daraus aufgetaucht waren. Fühlten sich die Indios nicht in Ruhe gelassen, so erschlugen sie die unerwünschten Eindringlinge. Und gegen die mit Curare und anderen Giften getränkten Pfeile, abgeschossen von unsichtbaren Schützen, waren diese machtlos.

Diese Bedenken kreisten seit unserem Aufbruch nahezu unablässig in meinen Kopf. Ich versuchte mir selbst Hoffnung zu machen, indem ich die Gefahr herunterspielte. Vielleicht gelang es uns doch, unbemerkt durch das doch recht dünn besiedelte Gebiet zu kommen.

Am nächsten Tag war es drückend schwül. Tiefhängende dunkle Wolken verdichteten das Halbdunkel, das im dichten Unterholz unter den Urwaldwiesen schon bei klarem Himmel herrschte, zur fast völligen Finsternis. Ich bewunderte die Indios, die immer wieder Wildwechsel und Troches fanden, auf denen wir uns leichter weiterbewegen konnten. Doch wenn diese abbogen oder jäh blind enden zu schienen, mußten wir wieder unsere Buschmesser einsetzen – eine zeitraubende Angelegenheit. Im dornigen Gestrüpp, dem Gewirr verschlungener Lianen und umgestürzter, modernder Baumstämme, war nur langsam vorwärts zu kommen.

Danach setzte wieder Regen ein, was unser Fortkommen auf dem glitschigen Boden erschwerte. Als wir dann nach einer Weile immer tiefer, fast bis an die Knie im aufgeweichten Boden versanken, blieb der führende Jacinto stehen, runzelte bedenklich die Stirn und meinte: „Ich fürchte, wir sind in einen Sumpf geraten. Der tiefe Boden kann nicht nur auf den Regen zurückzuführen sein“.

„Dafür spricht auch der Pflanzenwuchs“, stimmte Pedro zu. In der Tat setzte sich mittlerweile das Unterholz aus anderen Büschen als zuvor zusammen. Und – ich hatte infolge der Schwierigkeit des Weges nicht darauf geachtet – die großen Urwaldbäume waren verschwunden. Tückisch blau-schwarz blinkende Wasserlachen säumten unseren Weg. Wir waren unversehens in ein Labyrinth von Morast, Schilf und anderen Wasserpflanzen gelangt.

„Am besten, wir kehren um“, schlug Tim vor. „Im Sumpfgebiet ist auch die Gefahr von Schlangen viel größer – und bei diesem trüben Wetter merkt man ja

nicht, worauf man tritt. Ich möchte nicht von einer Anakonda erdrückt und gefressen werden“.

„Der Señor würde der Riesenschlange im Magen liegen bleiben“, entgegnete Pedro. Tim warf ihm einen giftigen Blick zu. Ihn ärgerte es offenbar, dass auch Jacinto über Pedros Scherz mit lachte.

Pedro und Jacinto schienen sich in den letzten Tagen etwas angefreundet zu haben. Sie steckten oft beisammen, so auch jetzt wieder am Rückweg aus dem Morast.

Bald hatten wir wieder festen Boden unter den Füßen. Der Regen hatte diesmal ebenso plötzlich aufgehört, wie er heute Morgen schlagartig eingesetzt hatte. Zur Umgehung des Sumpfgebietes war ein gewaltiger Umweg nötig. Dabei hatten wir eine Reihe von Bächen zu überqueren, von denen einige infolge des Niederschlages ziemlich angeschwollen waren.

Die Mittagsrast erfolgte diesmal erst am frühen Nachmittag. Wieder gab es nur heißen Kaffee, der unsere Lebensgeister anfachte.

Beim Weitermarsch deutete mir Pedro, mit ihm etwas zurückzubleiben. Offenbar wollte er mir etwas mitteilen, das nur für meine Ohren bestimmt war.

„*Puca*, der Indio, von dem Señor Holt die Kette hat, ist tot“, begann Pedro. „Sie haben ihn gefoltert, als er nicht sagen wollte, woher er das Schmuckstück hat. Und schließlich haben sie ihn ‚entsorgt‘, wie sie Jacinto ausgedrückt hat“.

Ich schwieg betroffen. „Hat dir das Jacinto gestanden?“

„Ja, und er fand gar nichts dabei“, entgegnete Pedro. „Und da der Indio bis zum Schluß standhaft geschwiegen hat, wissen wir auch keinen Weg zu Yupanquis Schatz. Vielleicht hast du bemerkt, dass sich Jacinto beim Einschlagen des Weges schwer tut – eben weil er keine Ahnung hat, wohin wir vordringen sollen ...“

Mit welchen Leuten waren wir unterwegs? Mit Erpressern und Mördern! Hätte ich das früher gewußt – nie und nimmer wäre ich mit Tim und Jacinto zu unserer Expedition aufgebrochen. Pedro schien meine Gedanken zu erraten.

„Señor Holt hat dir nichts gesagt, weil er befürchten mußte, dass du nicht mitkommst, wenn du erfährst, wie er zu der goldenen Kette gekommen ist. Offenbar hat er dich richtig eingeschätzt“.

Ich schwieg, beschloß aber Tim zum nächstmöglichen Zeitpunkt zur Rede zu stellen. Ein solcher ergab sich bald. Wir waren auf einen breiten Pfad gestoßen, der eher wie ein Indianerpfad als ein Wildwechsel aussah. Da dies unser Fortkommen erleichterte, nahm ich Tim Holt zur Seite und stellte ihm die Frage nach dem Schicksal Pucas. Als ich merkte, dass er Ausflüchte machte, bat ich mir eine kurze Antwort aus. Er gab sie: „Kurz und bündig: Ja, als er nicht gestehen wollte, woher er die Kette hatte, haben wir ein wenig nachgeholfen und seine Fußsohlen angeröstet. Aber als er auch dann standhaft blieb – ehrlich gesagt hat mir das imponiert – habe ich ihn Jacinto übergeben. Was der mit ihm gemacht hat, entzieht sich meiner genaueren Kenntnis“.

Eine bemerkenswerte Aussage, die mich an Francisco Pizarro erinnerte, der mit den Inka ähnlich verfahren war. Und – als könne er Gedanken lesen – fügte Tim Holt emotionslos hinzu: „Die Konquistadoren sind vor fast einem halben

Jahrtausend ebenso vorgegangen und waren erfolgreich – ich habe sie mir zum Vorbild genommen“.

Er meinte es ernst. Ich war mehr verblüfft als entsetzt. Hier stand mir ein Machtmensch gegenüber der den Machiavellismus zu seiner Maxime erhoben hat. In gewissem Sinn erinnerte er mich an *Wolf Larsen*, den Seewolf, den einer meiner Lieblingsautoren, nämlich *Jack London* in so einprägsamer Weise beschrieben hatte.

Holt mißdeutete mein Schweigen. „Nicht wahr – ich habe doch recht. Wir werden Yupanquis Schatz auch ohne den Indio finden. Was soll es uns noch scheren“.

Ich überlegte, was ich ihn darauf zuerst antworten sollte. Dass es glatter Mord war? Dass er mich absichtlich belogen hatte, um ich zur Teilnahme an der Expedition zu veranlassen? Ohne die von mir organisierte Ausrüstung würde er heute noch in Campo Yarinda herumlungern. Oder dass wir ihn und seinem Jacinto nun keineswegs vertrauen konnten. Es war klar, dass er Pedro und mich ebenso ausbooten würde, falls wir den Schatz fänden. Wobei ‚ausbooten‘ wohl noch ein harmloser Ausdruck für die Absichten war, die man ihm nun unterstellen konnte.

Als ich all diese Argumente abwog und eben zu einer Antwort ansetzen wollte, ertönte von der Spitze unseres Trupps ein lauter Entsetzensschrei. Jacinto hatte ihn ausgestoßen. Daraufhin hörten wir Pedro einige Wortfetzen ausstoßen und dann herrschte lähmende Stille.

Bestürzt eilten wir nach vorne. Jacinto war grün im Gesicht, und die übrigen drei standen schlotternd vor Angst da.

Mitten auf dem ausgetretenen Pfad steckten drei Pfeile schräg im Boden, die gefiederten Enden nach oben. Unwillkürlich blickte ich umher, konnte aber nichts Außergewöhnliches wahrnehmen.

„Wir sind also nicht allein hier – die verdammten Chunchos haben uns entdeckt“, stieß Pedro mit rauher Stimme hervor.

„Das ist eine Warnung, dass wir nicht weitergehen sollten, wenn uns unser Leben lieb ist“, fügte Jacinto zitternd hinzu.

„Die Salvajes können mir den Buckel runter rutschen“, fing sich Tim als erster. „Wir werden ihnen einen warmen Empfang bereiten, wenn sie wagen sollten uns anzugreifen“. Dabei klopfte er vielsagend auf das Gewehr, das er im Anschlag hielt.

Doch rund um uns herrschte unnatürliche Ruhe, selbst die Stimmen des Waldes schwiegen. Trotz des mulmigen Gefühls, dass sich von den Indios auf mich übertrug, hatten wir wohl keine andere Chance, als den Pfad weiter zu verfolgen. Natürlich hätten wir umkehren können – aber all den beschwerlichen Weg zurück? Und wohin? Die Boote hatten wir ja verschenkt.

„Los, wir müssen weiter“, stieß ich hervor. Ich spielte den Gefaßten, schon um den Indios ein Vorbild zu geben.

„Recht so“, schloß sich Tim meinem Aufruf an. „Begraben wir unsere Zwistigkeiten – es gibt jetzt Wichtigeres zu tun“, wandte er sich direkt an mich.

Damit lag er wohl nicht falsch. ‚Mitgehangen – mitgefangen‘, kam es mir in den Sinn. Aber auch, ‚aufgeschoben ist nicht aufgehoben‘. Ich beschloß, Tim Holt

später zur Rede zu stellen. Im Moment imponierte mir allerdings seine unmittelbare Reaktion. Er schien der einzige gewesen zu sein, dem sein Herz nicht in die Hose gefallen war.

Langsam setzte sich unser Trupp in Bewegung. Tim hatte die Spitze übernommen, dann folgten Jacinto, ich und die beiden Indios, während Pedro als Schlußmann fungierte. Trotzdem wir schwer beladen waren, hatten wir unsere Waffen im Anschlag, beziehungsweise griffbereit.

Der Indianerpfad war breit ausgetreten. Dass es sich um einen solchen handelte war aufgrund der drei Pfeile klar. Ihre Untersuchung hatte übrigens gezeigt, dass sie aus Hartholz bestanden und ihre Spitze blank waren, das heißt nicht in das Pfeilgift Kurare getaucht waren.

Nachdem wir ein, zwei Stunden vorsichtig weiter gewandert waren, endete der Weg in undurchdringlichem Lianengestrüpp. Obwohl wir sorgfältig nach einer Fortsetzung suchten, fanden wir keine. Wir bahnten uns also wieder einen Pfad mit den Macheten durch das Dickicht. Bald verkündete ein zuerst fernes, dann zunehmend lauterem Rauschen, dass wir uns einem Fluß näherten. Als wir ihn erreichten, merkten wir, dass er deutlich rascher strömte als der Seitenfluß des Rio Mosquito und dass das Ufer, an dem wir standen, steiler war.

„Ich denke, wir haben eine Wasserscheide überschritten. Wenn das so ist, so könnte es sein, dass dieser Fluß zur ‚Mühle der Inka‘ führt“, meinte Pedro.

„Dann wären wir also am richtigen Weg“, antwortete Tim. „Gehen wir noch ein wenig weiter bis wir einen geeigneten Lagerplatz finden, an dem wir eine Laubhütte bauen können“.

Doch diese Arbeit sollte sich an diesem Abend als überflüssig erweisen. Denn schon nach kurzer Zeit wurde das Steilufer flacher und wir erreichten in einer Flußbucht eine kleine Lichtung, auf der sich – zu unser aller Überraschung – ein *Tambo* erhob. Es handelte sich dabei um ein paar in den Boden gerammte Pfosten, die durch Wände aus Schilfmatten bestehende Matten verbunden waren. Das Dach bestand aus Blättern und Grasbüscheln.

Vorsichtig näherten wir uns dem Tambo, aber es erwies sich als verlassen. Obwohl primitiv gebaut, bewies der halbwegs gute Zustand der Hütte, dass sie vor nicht allzu langer Zeit bewohnt gewesen sein mußte. Hatte es wilden Indios als Behausung gedient? Oder war es der Stützpunkt irgendwelcher Gringos oder Kreolen, die in das Gebiet eingedrungen waren, vielleicht auf Schatzsuche? Wer weiß, vielleicht war die Region reich an Orchideen oder für Gummisammler interessant.

Eine genauere Untersuchung des Tambos ergab, dass die Hütte wohl ein Stützpunkt von Weißen gewesen war. Eine Flasche, die in einer Ecke lag und einige Konservendosen bewiesen dies. Salvajes hätten für derartige Gegenstände mit Sicherheit Verwendung gehabt und sie nicht liegen gelassen.

Wir reinigten die Hütte und breiteten unsere Schlafsäcke aus. Feuer wurde zunächst keines entzündet, da sich die Indios weigerten, zum Holz sammeln auszuschwärmen. Auch die Jagd unterblieb. So öffneten wir zwei Konservendosen und machten uns im Anschluß über die Bananen her.

In der Falle

Trübe Gedanken wälzend hockten wir danach im Tambo. Die Stimmung war am Tiefpunkt angelangt.

„Caramba, ich brauche zumindest einen warmen Kaffee sonst verrecke ich hier in diesem Loch“, fluchte Tim. „Los, Jacinto, hol Holz und Wasser vom Fluß, damit wir abkochen können!“

Doch dieser weigerte sich standhaft. „Keine zehn Pferde bringen mich da hinaus. Glaubst du, ich möchte den verdammten Cunchos als Ziel für ihre Pfeile dienen?“

Ich war gespannt, wie Holt auf diese Weigerung reagieren würde. Doch der sagte gar nichts, griff in seinen Rucksack und brachte eine Flasche ‚Black and White‘ zum Vorschein. Er entkorkte sie und machte einen ordentlichen Schluck. Als er dies zwei, dreimal wiederholt hatte, stieß er einen gräulichen Fluch aus und verließ das Tambo. Bald sah man ihn am Rande der Lichtung im Schein seiner Taschenlampe dürres Holz sammeln, das er dann zur Hütte brachte. Danach packte er den großen Topf, stampfte zum Fluß hinunter und kam mit Wasser zurück.

Die Indios entzündeten ein Feuer und bald gab es Kaffee für alle.

„Eigentlich dürftet ihr feigen Hunde gar nichts abkriegen“, wandte sich Tim an die Indios. „Aber ich will mal nicht so sein“.

Ich war ziemlich sicher, dass sich sein Vorwurf der Feigheit auch auf mich bezog, sagte aber nichts. Ich konnte damit gut leben, hielt vielmehr Tims Verhalten

für tollkühn und äußerst riskant. Wilde Indios waren zweifelsfrei in der Nähe, und im Feuerschein gaben wir ein prächtiges Ziel für die Pfeile der Cunchos ab. Ich jedenfalls rückte möglichst weit ab vom Feuer in den Hintergrund der Hütte. Den Kaffee ließ ich mir aber dennoch schmecken.

Inzwischen hatte Tim seine Whisky-Flasche zur Hälfte geleert und einen ordentlichen Zacken in der Krone. Er trat ins Freie, vom Feuer, das beim Hütteneingang loderte, hell erleuchtet und begann in die mittlerweile hereingebrochene Nacht zu brüllen:

„Kommt nur her, ihr verfluchten Cunchos. Kaffee ist serviert für euch. Dazu gibt es Bohnen, blaue Bohnen nämlich, mit denen wir euch zur Hölle schicken ...“

Aus der Finsternis kam keine Antwort zurück. Nur das Geschrei einer Affenherde ertönte. Doch dies waren keine Brüllaffen, und es klang wie das Lachen kleiner Kinder ...

*

Am nächsten Morgen herrschte strahlendes Wetter. Groß und rotgelb tauchte der Sonnenball über den Bäumen jenseits des Flusses auf. Er warf eine glitzernde Straße auf den rasch strömenden Fluß. Die Regenwolken waren verschwunden, und auch die Ängste und Bedenken waren über Nacht gewichen. Eine zauberhafte Morgenstimmung lag über der Lichtung. Wir holten Holz und Wasser vom Fluß. Ein kräftiges Frühstück tat das seine, um die Lebensgeister weiter zu wecken.

„Wir könnten eine Balsa¹³ schlagen und den Fluß abwärts fahren“, schlug Tim vor, der seinen Whiskyrausch offenbar ausgeschlafen hatte.

„Klingt gut, aber wenn das Gerücht von der Mühle stimmt, gibt es Stromschnellen“, wandte Jacinto ein. „Es wäre besser wir würden eine Troche entlang des Flusses einschlagen. Ich werde nachsehen, ob ich eine solche Spur finden kann“.

Jacinto schulterte seine Büchse und verließ das Tambo. Wir packten einstweilen unsere Sachen. Ich war als erster damit fertig und trat zum Hütteneingang. Ich hatte meinen Colt-Revolver gezogen um seine Funktionsfähigkeit zu überprüfen. Da glitt eine Patrone aus der Trommel und fiel zu Boden. Ich bückte mich danach – und das rettete mein Leben.

Oft habe ich darüber gegrübelt, von welch kleinen, scheinbar zufälligen Ereignissen große Dinge abhängen. Oder spielt dabei nicht der Zufall sondern Fügung oder gar höheres Prinzip eine Rolle? Wir Erdenwürmer werden es nicht ergründen.

Sei es, wie es sei, beim Bücken hörte ich ein zischendes Surren und dann ein leichtes ‚plag-plag‘. Als ich mich aufrichtete, steckten zwei kurze Pfeile, deren Enden noch leicht vibrierten.

Da waren sie also, die wilden Indios. Sie hatten uns im Tambo und konnten uns nach Belieben abschießen, sobald wie die schützenden Wände verlassen wollten.

¹³ Floß

„Gottverdammte Cunchos“, schrie da Tim und ballerte mit seinem Gewehr wahllos ins Freie. Auch Pedro hatte seinen Revolver gezogen und verschickte sein Blei in alle Richtungen. Ob erfolgreich, ließ sich nicht beurteilen, denn kein einziger Wilder zeigte sich. Aber sie steckten irgendwo im Gebüsch oder auf den Bäumen, denn ein Hagel weiterer Pfeile beantwortete die Schüsse. Einige von ihnen drangen in den Hütteneingang, fielen dann aber wirkungslos zu Boden. Als ich einen aufheben wollte, stieß mich Pedro rücksichtslos zur Seite.

„Vorsicht, sie sind vergiftet“, stieß er hastig hervor. Und in der Tat waren die Pfeilspitzen dunkel bestrichen. Kurare, schoß es mir durch den Sinn, ein starkes Gift, das Nerven und Muskeln lähmt und schon in geringster Menge zum Tod führt. Und abermals prasselte ein Hagel der kleinen Giftpfeile auf unser Tambo. Wenn nur einer die Haut ritzte – gute Nacht, schöne Welt ...

Endlich zeigte unser Dauerfeuer Wirkung. Schmerzensschreie zeigten an, dass wir doch Treffer gelandet hatten. Wir konnten auch zwei Indios davonspringen sehen und schickten ihnen noch einige Kugeln nach.

„Halt, Schießen einstellen“, schrie da plötzlich Pedro – „Jacinto kommt zurück“.

In der Tat war Jacinto, auf den wir im Eifer des Gefechtes ganz vergessen hatten, am Flußufer aufgetaucht. Nun ging alles sehr schnell. Jacinto schickte sich an, die wenigen Schritte zum Tambo mit ein paar Sprüngen zu überbrücken. Da ging eine Wolke von Pfeilen auf ihn nieder. Jacinto machte ein paar taumelnde Schritte und stürzte am Hütteneingang zu Boden. Er war bespickt mit Pfeilen – es müssen Dutzende gewesen sein – und ähnelte einem Stachelschwein. Manche der Pfeile waren bunt gefiedert. Andere, die ihn nicht richtig getroffen hatten, glitten von ihm ab, als er versuchte, ins Tambo zu gelangen.

Jacintos Gesicht wurde grau und verfiel in Sekundenschnelle. Noch heute sehe ich ihn vor mir, wie er seine blutleeren Lippen bewegte und etwas Unverständliches hervorbringt. Wie er erschlaffend seine Hand hebt, eine Geste, die fast komisch anmuten könnte, wenn die Situation nicht so ernst gewesen wäre.

„Aus, vorbei“, stieß Tim hervor. „Aber wartet ihr Gesindel, ich will euch Beine machen!“ Und wie schon gestern, sprang er, wild umher schießend, vor die Hütte. Das war nicht Beherztheit, sondern Tollkühnheit. Natürlich gaben wir ihm Feuerschutz. Und wie schon am Vorabend, passierte ihm nichts. Er schien gefeit gegen alle Unbillen der Wildnis. Ebenso schnell, wie die Gefahr gekommen war, schien sie nun verschwunden zu sein.

Vorsichtig, um mich nicht an einem der Pfeile zu ritzen, zogen wir Jacinto in die Hütte. Sein Gesichtsausdruck war starr, nicht schmerzverzogen, eher überrascht. Ich schloß seine Augen.

Tim kam zurück ins Tambo. Alle schwiegen. Es dauerte einige Zeit, bis wir den ersten Schrecken des Angriffs verdaut hatten. Als wir uns gesammelt hatten, waren wir uns einig, dass wir den Platz möglichst schnell verlassen sollten. Wir wollten trachten, den Fluß zu überqueren und möglichst rasch weiterzukommen, um die Cunchos abzuschütteln. Vom Gepäck mußten wir einige wichtige Dinge zurücklassen, da wir jetzt nur noch fünf Personen zählten. Pedro bestand darauf, diese Dinge in den Fluß zu werfen, damit sie den Wilden nicht zu Gute kämen.

Da wir kein Gerät zum Graben hatten, ging Jacintos Leichnam den gleichen Weg. Ein nasses Grab war immerhin besser, als möglicherweise Kannibalen ausgeliefert zu sein. Ich muß gestehen, dass der Tod Jacintos keine übermäßige

Trauer in mir auslöste. Jacinto hatte Puca grausam ermordet – die Cunchos hatten es ihm heimgezahlt. So konnte man es auch sehen.

Die Flußüberquerung erwies sich als keineswegs einfach. Zwar war die Strömung nicht so stark, dass sie uns weit abtrieb. Auch war der Fluß nicht sehr breit. Aber er führte infolge des vielen Regens der vergangenen Tage Hochwasser, und wir würden teilweise schwimmen müssen. Das Problem bestand darin, unser Zeug auf die andere Seite zu bringen. Hier erwiesen sich die Kautschukdecken als wertvoll. In sie konnten wir Waffen, Munition und andere Dinge, die nicht dem Wasser ausgesetzt sein sollten, verschnüren. Dann zogen wir uns nackt aus und überquerten den Fluß zumeist watend und dann schwimmend in zwei Gruppen. Letzteres zum Schutz vor möglichen Angriffen, aber die Indios blieben wie vom Erdboden verschwunden.

Nachdem wir drüben angekommen waren und uns restauriert hatten, brachen wir gleich auf. Auf dieser Uferseite schien das Unterholz weniger dicht. Zudem stießen wir nach einiger Zeit flußabwärts auf eine breit ausgetretene Troche – ob Wildwechsel oder Indianerpfad war zunächst nicht abzusehen. Da der Weg parallel zum Fluß führte, was unserer gewünschten Richtung entsprach, folgten wir ihm. Als gebrannte Kinder ließen wir natürlich Vorsicht walten. Pedro bildete die Spitze, gefolgt von Tim Holt. Dann kamen die beiden Indios, welche die Hauptlast trugen, während ich den Schlußmann bildete.

Eine gute Stunde lang ereignete sich nichts. Doch dann kam es zu jenem Ereignis, welches jäh das Ende unserer Expedition einleitete. Pedro stieß einen Ruf aus, der wie eine Warnung klang. Dabei trat er zur Seite und schien gestikulierend auf irgendetwas hinzuweisen. Der unmittelbar hinter Pedro gehende Tim hielt nicht an, sondern passierte ihn.

Dann geschahen mehrere Dinge gleichzeitig. Zunächst hörte ich einen schnalzenden Laut und Tim wurde plötzlich in die Höhe gerissen. Dabei stieß er einen schrillen Schrei aus. Ursache seiner jähen Himmelfahrt war offenbar eine Art Netz, in dem er gefangen war und das ihn empor schleuderte.

Gleichzeitig stieß einer der beiden Indios einen leisen Schmerzensschrei aus. Ein Pfeil stak in seinem Hals. Er und auch sein Gefährte sanken nieder. Im Augenwinkel sah ich einige anstürmende Gestalten – ich hob mein Gewehr, aber als ich eben abdrücken wollte, erhielt ich einen gewaltigen Hieb auf den Hinterkopf, der mich niederstreckte. Ein Feuerwerk explodierte in mir, und die Welt versank um mich.

*

Ich weiß nicht, wie lange ich bewußtlos gewesen sein mochte. Aber als ich am Boden liegend erwachte, vernahm ich als erstes das Gebrüll Tim Holts. Er baumelte mit einem Bein an der Liane hängend verkehrt an einem dünnen Baum. Sein Körper und die anderen Gliedmaßen waren von einem Netz umschlungen. Offenbar war er in eine Falle geraten, wie sie die Eingeborenen manchmal zum Fang von Jaguaren einrichten. Zwei dünne kräftige Baumstämme werden heruntergebogen und mit Lianenschlingen am Boden befestigt. Ein aus Lianen geknüpftes Netz wird unter Laub am Boden versteckt. Der Jaguar oder ein anderes Opfer tritt darauf, löst einen Mechanismus aus, der die Bäume hochschnellen läßt. Tim steckte mit einem Fuß in einer Schlinge, während ihn sein Körper zu Boden zog. Seine Schreie zeigten, dass seine Situation keineswegs angenehm war.

„Gottseidank bist du am Leben“, ertönte da Pedros Stimme neben mir. Ich wandte mich um und zuckte zusammen. Mein Kopf schmerzte zum Zerspringen. „Die Cunchos haben uns beide mit Kriegskeulen niedergeschlagen. Du hast offenbar mehr abgekriegt und warst länger weggetreten als ich“, erklärte Pedro. Wie lagen beide an Händen und Füßen gefesselt nebeneinander.

„Was ist mit unseren beiden Indios?“ fragte ich bedrückt. Meine eigene Stimme kam mir fremd vor. Ich war vom Schlag noch ganz benommen. Später erst merkte ich die riesige Beule, die meinen Hinterkopf zierte.

„Es geht uns immer noch besser als den Muchachos“, entgegnete Pedro. „Den einen haben sie einen Pfeil verpaßt, der andere ist in den Busch geflohen. Bis jetzt scheinen sie ihn noch nicht erwischt zu haben“.

Neben uns machte es einen lauten Plumps. Die Cunchos, die bisher damit beschäftigt waren, in unseren Sachen herumzustöbern, hatten Tim endlich losgeschnitten. Als er hart auf der Erde aufschlug, gingen seine Schmerzensrufe in ein heiseres Wimmern über.

Jetzt hatte ich Gelegenheit, unsere Angreifer ins Auge zu fassen. Sie waren überraschen klein, etwa ein Meter und sechzig Zentimeter, von brauner Hautfarbe und trugen ihr Haar in einer Art Ponyfrisur. Bekleidet waren sie mit einem Lendenschurz, Sandalen trugen sie keine.

„Weswegen haben sie uns nicht gleich niedergemacht? Für sie sind wir doch nur feindliche Eindringlinge“, fragte ich Pedro.

„*Quien sabe*¹⁴, vielleicht wollen sie uns in ihr Dorf bringen, rösten und verspeisen“, meinte Pedro durchaus ernst. „Oder sie wollen von Standard Oil Lösegeld für uns erpressen“.

Bei dem Gedanken, dass Master Clark für mich auch noch zahlen sollte, kam mir fast das Lachen. Aber da mir jedes Verziehen der Gesichtsmuskeln Scherzen bereitete, unterließ ich es.

Ein Cuncho mit einem einfachen Federschmuck am Kopf und an den Oberarmen trat zu uns. Er redete uns in einer mir gänzlich fremden Sprache an, von der auch Pedro kein Wort zu verstehen schien. Als dieser in einer Reihe von Indiodialekten antwortete, zeigte sich der Wilde unbeeindruckt. Zum Abschluß unserer Verständigungsversuche versuchte ich es noch auf Spanisch – aber erwartungsgemäß schlug auch das fehl.

Der Nachmittag war schon weit fortgeschritten, als einige weitere Eingeborene auftauchten. Wir vermuteten, dass dies der Suchtrupp war, der unseren geflüchteten Indio aufspüren sollte. Jedenfalls kamen sie ohne ihn zurück. Ob sie ihn gefunden und getötet hatten oder ob er ihnen entwischt ist – das haben wir nicht herausfinden können. Er blieb verschollen.

Gleich nach Eintreffen des Trupps wurden unsere Fesseln gelöst, und es wurde uns gedeutet, dass wir zum Fluß hinunter mitzukommen hatten. Der Krieger mit dem Federschmuck machte uns klar, dass wir im Falle einer Flucht mit den Kurarepfeilen zu rechnen hatten. Seine Zeichensprache war unmißverständlich.

¹⁴ Spanisch: ‚Wer weiß‘

Eine nächtliche Floßfahrt

Unten am Fluß lagen zwei Balsas. Gemeinsam mit Tim und die weiteren Eingeborenen wurden Pedro und ich auf eines der Flöße verfrachtet. Da Tim nicht zu gehen vermochte, mußte er getragen werden. Bald nachdem wir abgelegt hatten, brach die Nacht herein. Wir rätselten, weshalb die Wilden es so eilig hatten, dass sie die Nacht durchfuhren. Nachtfahrten auf Flüssen sind in der Wildnis ungewöhnlich. Allerdings ist dazu zu bemerken, dass nicht lange nach Ablegen der fast noch volle Mond aufging und die Gegend zumindest teilweise erhellte. Schatten, welche die Urwaldbäume auf den Fluß warfen, gestaltete die Navigation jedoch nicht einfach. Die Indios mußten die Fahrrinne schon sehr gut kennen, um nicht auf eine Sandbank oder einen im Wasser befindlichen Baumstrunk aufzulaufen. Das Scheitern eines Floßes hätte fatale Wirkungen haben können. Möglicherweise war der Fluß von *Pirañas*¹⁵ bevölkert. Erst nun, im Nachhinein fiel mir ein, dass wir bei unserer Flußüberquerung heute am Morgen an diese Möglichkeit gar nicht gedacht hatten. Diese Sorglosigkeit war wohl durch die Panikstimmung infolge der Ereignisse am Tambo bedingt.

Von den Indios wurden wir nicht schlecht behandelt. Wir bekamen gekochte Yuccawurzeln und Bananen zu essen. Wichtiger war aber, dass man uns schon vor der Abfahrt gestattete, Tim zu versorgen. Im Laufe meiner Fahrten in verschiedene Teile der Welt hatte ich mir gewisse medizinische Kenntnisse angeeignet, die mir dann häufig nützlich waren. Die gegenwärtige Geschichte mag dies illustrieren.

Tims Emporschnellen in der Falle hatte zu einer Verletzung des Oberschenkels und Hüftknochens geführt. Den Schweregrad seiner Verletzung konnte ich bei der flüchtigen Untersuchung, auf die ich mich beschränken mußte,

¹⁵ Kleine Raubfische mit messerscharfen Zähnen.

natürlich nicht feststellen, hoffte aber, dass nichts gebrochen war. Naturgemäß litt Tim starke Schmerzen und an ein Marschieren war – wenn überhaupt – in nächster Zeit nicht zu denken. Ich empfahl Tim, sein Bein möglichst ruhig zu halten. Außer Umschlägen mit dem lauen Fußwasser konnte ich nichts für ihn tun.

Es mochte etwa gegen Mitternacht gehen, als die Indios mit einem Palaver begannen. Pedro sog die Luft ein. „*Humo*¹⁶“, stellte er fest.

„*Y fogo*¹⁷“, fügte ich hinzu. Vor uns, am rechten Ufer, flimmerte ein Lichtpunkt. Jetzt roch ich auch den Rauch. Waren wir schon im Lager unserer Angreifer angelangt?

Pedro verneinte. „Ich habe mich beim Ablegen mit dem Häuptling in der Zeichensprache verständigen können. Wir werden erst im Morgengrauen im Dorf der Cunchos sein. Das hier ist etwas anderes, aber offenbar keine Feinde, sonst würden die Salvajes vorsichtiger sein“.

Des Rätsels Lösung ergab sich, als die Indios die beiden Balsas behutsam in eine Bucht steuerten, an deren Rand das Feuer brannte, das wir von weitem bemerkt hatten. Zwei Gestalten erwarteten uns am Ufer. Der Häuptling am Floß rief ihnen einige Sätze zu. Der eine Indio am Ufer schien etwas zu fragen, die Eingeborenen am Floß antworteten. Vermutlich erklärten sie die Umstände unserer Gefangennahme.

Ich nahm an, dass wir an Land gehen würden, hatte mich aber getäuscht. Die beiden Indios löschten das Feuer und sprangen aufs Floß – jeder auf ein anderes. Gleich darauf legten wir wieder ab.

¹⁶ Spanisch: ‚Rauch‘

¹⁷ Spanisch: ‚Und Feuer‘

Unser neuer Fahrgast schien etwas größer als seine Gefährten, war in einem Poncho gehüllt und trug einen Hut, unter dem lange Haare hervorquollen. Mehr konnte ich zunächst in der Dunkelheit wahrnehmen. Wer beschreibt unser Erstaunen, als der Zugestiegene uns mit hoher Stimme begrüßte:

„*Buenos noches, Señores*. Ich hoffe, meine Stammesgefährten haben euch nicht zu übel mitgespielt“.

Ich weiß heute noch nicht, worüber ich seinerzeit mehr überrascht war. Auf die weibliche Stimme, oder auf das perfekte Spanisch, mit welcher die Begrüßung vorgetragen wurde. Vermutlich über beides.

„*Buenos noches tambien, Señorita oder Señora*. Ja, es ist nicht eben die feine kastellanische Art, Besucher niederzuschlagen, in einer Jaguarfalle zu fangen und sogar zu töten“, antwortete ich.

Die über den Fluß hängenden Baumkronen hatten sich inzwischen etwas gelichtet und der Mond fiel auf ihre Gestalt. Überrascht erblickte ich ein liebliches Antlitz, das nur wenig Indianisches an sich hatte. Lange, blauschwarz schimmernde Haare umrahmten ein fein geschnittenes Gesicht, aus dem mich nachtschwarze Augen anschauten. Das war keine Frau, sondern ein Mädchen von höchstens zwanzig Jahren.

Ein leises Lächeln spielte um ihre vollen Lippen. Mich durchlief es wie einen elektrischen Schlag. Da war es wieder, dieses sonderbare Gefühl, schoß es mir durch den Sinn.

„Wollen sie mir nicht sagen, wer sie sind, Señor?“ unterbrach sie meine Gedanken.

„Gewiß doch“, antwortete ich, leicht verlegen. „Nennen sie mich ‚Petrolero‘. Mein ursprünglicher Name tut nichts zur Sache – ich habe ihn außerdem fast vergessen. Das hier ist Pedro, mein Muchacho. Und dort hinten liegt Señor Holt, dem in der Jaguarfalle übel zugesetzt wurde“.

Ihr freundlicher Gesichtsausdruck verschwand so rasch, wie die Äquatorsonne um sechs Uhr abends. „Den Namen nach zu schließen seid ihr also Ölsucher. Kommen jetzt die Prospectores schon in unser Gebiet? Ich wollte mich für die Attacke meiner Gefährten schon entschuldigen – aber das ist jetzt überflüssig. Sie haben ganz recht gehandelt“.

Sie wollte sich schon abwenden, als ich erklärend hinzufügte: „Wir sind nicht auf Öl aus, Señorita. Wir wollen erforschen, wie weit die Inka ins Tiefland vorgedrungen sind“. Das entsprach zwar nur der halben Wahrheit, aber ich wollte von vornherein nicht auf verlorenem Posten bei den Indios stehen.

Sie sah mich ungläubig an und fügte in kaltem, aber nicht unfreundlichem Ton hinzu: „Mein Name ist *Mira, Mira Balaban*. Ich bin die Schamanin meines Stammes und will mir die Verletzung eures Freundes ansehen“.

Tims Reaktion bewies, dass er unser Zwiegespräch gefolgt war: „Es ist mir eine besondere Ehre, mich in die Hände einer so wunderschönen Señorita zu begeben“, säuselte er. So schlecht konnte es ihm nicht gehen, wenn er die Schamanin anmachte.

Ich glaubte, einen Anflug von Röte in Miras Gesicht zu sehen. Aber im fahlen Mondlicht konnte das auch täuschen.

„Ich habe das Amt der Medizinfrau von meiner Mutter geerbt und tue nur meine Pflicht“, entgegnete die junge Indianerin und wandte sich Tim zu.

Da das Mondlicht nur diffuse Helligkeit verbreitete, bat mich Mira, Tims lädiertes Bein mit meiner Stablampe zu beleuchten. Nachdem sie Oberschenkel und Hüfte eingehend belastet hatte, bestätigte sie eine erste, grobe Untersuchung: „Gebrochen ist nichts, aber Knochen könnten abgesplittert sein. Vermutlich sind auch Sehnen und Muskeln gerissen, was die Schmerzen erklärt. Doch der Gringo ist tapfer und verbeißt sein Leid ...“

Anstelle einer Antwort warf ihr Holt einen begehrliehen Blick zu. Mira fühlte seine Stirn. „Heiß“, meinte sie. „Ich werde dir ein Mittel gegen das Fieber geben“. Sie kramte in einer Tasche, die sie unter ihrem Poncho trug und brachte allerhand Ingredienzen zum Vorschein.

„Wenn du diese Wurzel kauft, so wird das die Hitze von dir nehmen. Und in diesem Tiegel ist eine Salbe, die deinen Gliedern guttun wird. Dein Freund soll sie auf deine Hüfte auftragen. Ich bin zwar Schamanin, aber einen fremden Mann darf ich dort nicht berühren“.

Täuschte ich mich oder sprach dabei leichte Koketterie aus dem Mädchen? Ich befreite Tim von seiner Khakihose und massierte die Salbe an den verletzten Stellen ein. Holt seufzte tief auf. Ich weiß nicht, ob vor Schmerz – ich ging nicht besonders zart mit ihm um – oder aus einem anderen Grund. Mira hatte nämlich die Hand auf seinen blonden Schopf gelegt, wohl um sein Leiden zu mildern.

In mir machte sich Unmut breit. Seit sie sich Holt widmete, war ich abgeschrieben. Der Amerikaner erwies sich als Frauenverstehender. „Deine Hand tut gut, sie lindert meinen Schmerz und spendet Trost“, erklärte er salbungsvoll.

Ich hatte mein Werk beendet und verdrückte mich ans andere Ende des Floßes. Mira zog ihren Poncho aus und hüllte Holts Hüfte darin ein. „Die Wärme wird dir gut tun und deine Verletzung rascher heilen. Schlaf jetzt“, sagte die Indianerin mit leiser Stimme.

„Ich kann nicht. Deine Gegenwart wühlt mich zu sehr auf“, flötete Holt. In diesem Moment haßte ich ihn. Eine Welle der Eifersucht brandete in mir auf.

Die Fahrt gestaltete sich äußerst romantisch. Die Bäume waren mittlerweile schütterer geworden, und der Mondschein tauchte das Floß in mildes Licht. Seltsame Schattenmuster erschienen und verschwanden in der Nacht. Mira hatte sich neben Holt gekauert und hielt seine Hand. Gehörte auch das zu ihrem Dienst als Schamanin?

Als hätte sie meine Frage gehört, erklärte sie: „Ich sammle die Kräfte von *Pachamama*¹⁸ in mir und übertrage sie auf deinen Körper. Ich fühle, dass Gutes und Böses in dir streiten. Letzteres soll nicht die Oberhand gewinnen. Du mußt ganz fest daran glauben ...“

Holt hatte ihre Hand in seine beiden genommen und briet sie in einer Art an, die mir zuwider war. Vor wenigen Tagen hatte er erst einen Indio ‚entsorgt‘ – und nun ...

¹⁸ Quechua: Mutter Erde

Aber ich wollte ihm die Suppe versalzen, indem ich mich einmischte. „Weshalb haben uns deine Leute heute Morgen beim Tambo überfallen und Jacinto getötet? Zwei, vielleicht sogar drei Indios unseres Trupps mußten sterben – und jetzt pflegst du einen anderen der Eindringlinge in euer Gebiet so aufopfernd ...“

Mira zuckte zusammen und ließ jäh Tims Hand los. Trotz der schummrigen Beleuchtung glaubte ich Schuldbewußtsein in ihren Zügen zu erkennen.

„Laß es dir erklären, Petrolero“, entgegnete sie nach einer Pause. „Puca, mein Halbbruder hat vor einigen Tagen unseren Stamm verlassen. Mein Vater, der Stammesführer, hat mehrere Suchtrupps ausgesendet, um ihn aufzuspüren und zur Rückkehr zu veranlassen. Er ist in keinem guten Zustand und in Sorge um seinen Sohn, und wünscht baldige Nachricht über sein Schicksal. Sein Wunsch ist uns Befehl. Deshalb auch die Nachtfahrt, um den Häuptling schnellstens zu informieren. Einige unserer Leute ist bei der Suche nach Puca auf euch gestoßen. Wir wollen keine Fremden in unserem Gebiet. Sie haben uns immer nur Schaden und Verderben gebracht. Ihr habt die Warnung mit den drei im Boden steckenden Pfeilen mißachtet. Jetzt sind einige von euch tot, ihr seid gefangen und werdet dem Rat der Alten vorgeführt“.

„Was wird mit uns geschehen? Kannst du als Häuptlingstochter nicht ein gutes Wort bei deinem Vater einlegen, liebe Mira?“ erkundigte sich Tim besorgt.

„Euer Leben ist nicht bedroht, wenn du das meinst“, erklärte Mira. „Mein Vater war vor zwanzig Sonnen in einer ähnlichen Situation wie ihr es jetzt seid. Der Stamm der *Cayumba-Indios* hat ihn damals gefangen und bei sich behalten. Die restlichen Teilnehmer seiner Expedition haben sie im Kampf getötet, aber er hat

sein Leben behalten. Er ist später dann zum Oberhaupt der Cayumbas aufgestiegen. Im ganzen Wald ist er mittlerweile als ‚*El Señor del Bosque*‘ der Herr des Waldes bekannt“.

„Ist dein Vater Kreole?“ fragte ich. „Er stammt aus dem Osten Europas und ist in den Wald aus den gleichen Gründen wie ihr gekommen. Alle wandeln auf den Spuren von Túpac Yupanqui“, erklärte sie mit einem Ausflug von Bitterkeit in ihrer Stimme. „In Wirklichkeit streben sie nach dem gelben Metall, das seit Atahualpa allen nur Unglück gebracht hat. Ihr wollt es doch auch. Oder habt ihr den Mut, das zu leugnen?“

Ich schwieg betroffen. Selbst Tim war nicht unverfroren genug, um mit einer Lüge zu antworten.

„Ich will euch etwas anderes fragen“, wechselte Mira das Thema. „Seid ihr auf euren Weg in unser Gebiet auf Puca getroffen? Er ist etwas jünger als ich und spricht ebenfalls Spanisch. Er führt eine goldene Kette mit sich, die den Túpac Yupanqui als Medaillon trägt. Aber vermutlich wird er die bei Erreichen der Zivilisation versteckt haben. Falls er diese erreicht hat“, fügte sie bedeutungsvoll hinzu.

Mit diesen Worten brachte Mira eine Kette zum Vorschein, die sie unter ihrem Hemd um den Hals trug. „Pucas Kette sah genauso aus“, fügte sie erklärend hinzu.

Ich blickte betroffen auf Tim. Die Kette glich jener aufs Haar, die Holt und Jacinto de Indianer abgenommen hatten. Tim hatte sie vermutlich im Gepäck versteckt. Wenn sie das Ding bei uns fanden, dann gute Nacht, schöne Welt. Wir

waren in den Händen jenes Stammes, dessen Häuptlingssohn die beiden ermordet hatten!

Mira musterte uns argwöhnisch. Sie mußte unsere Verlegenheit gemerkt haben. Holt trachtete unsere Betroffenheit anders zu erklären. „Was für eine wertvolle Kette, und welch interessantes Bildnis des Inkaherrschers!“ versuchte er die Kurve zu kratzen. Mira wollte eben darauf etwas entgegnen, als vom anderen Floß Rufe ertönten, die vom Ufer aus erwidert wurden.

Wir hatten unser Ziel erreicht. Die beiden Balsas schickten sich an zu landen.

Der Herr des Waldes

Mittlerweile war die Nacht der Morgendämmerung gewichen. Ich hatte nun Gelegenheit, Mira einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Wie schon bemerkt, überragte sie ihre Stammesbrüder deutlich. Vom Phänotyp her schien sie europäisch, wenn man von der dunkleren Gesichtsfarbe absieht. Ihr Antlitz war ebenmäßig hübsch und zeigte entschlußkräftige Züge, die an auch als leicht viril bezeichnen konnte. Ihre Gestalt zeigte frauliche Formen.

„Habt ihr mich genug betrachtet, Gringos“, stellte sie mit einem Hauch von Lächeln fest. Offenbar hatten Tim und ich sie mit Blicken verschlungen.

„Halte dich fern von der Schamanin. Die Häuptlingstochter ist nichts für dich“, raunte mir Pedro beim Landgang zu. Ich schwieg.

Das Dorf lag oberhalb eines Steilufers. Dennoch waren die meisten der Holzhütten auf Pfählen errichtet, wohl um dem Hochwasser zu entgehen. Am Rio Mosquito betrug der Unterschied von Niedrig- zu Hochwasser bis zu zehn Meter, und hier würde es ähnlich sein.

Trotz der frühen Morgenstunde hatten sich eine Reihe von Dorfbewohnern eingefunden, darunter auch viele Frauen und Kinder. Sie betrachteten uns mit neugierigen Blicken. Freundlichkeit, aber auch Feindseligkeit konnte ich in ihrem Gehaben nicht bemerken. Lediglich Pedro wurde argwöhnisch gemustert. Er hatte aus seiner Abneigung gegen die Eingeborenen nie einen Hehl gemacht und verstellte sich auch jetzt nicht. In ganz Lateinamerika begegnen zivilisierte und wilde Indianer einander mit Unfreundlichkeit und Verachtung.

Uns wurde eine geräumige Hütte mit zwei durch dünne Schilfwänden getrennte Abteile zugewiesen. In eine wurde Tim getragen, der sich als noch nicht gehfähig erwies. Pedro und ich bezogen das andere Compartment. Unsere Sachen samt den Waffen hatte man uns allerdings schon vor der Floßfahrt abgekommen.

Wir waren schon gespannt, den Stammesführer zu begegnen, und brauchten auch gar nicht lange darauf zu warten. Nachdem uns nur kurz die Gelegenheit gegeben wurde, uns einigermaßen zu restaurieren, wurden wir zum Häuptling geführt. ‚Vorgeführt‘ sollte man besser sagen, da uns eine Anzahl kriegerisch wirkender Männer begleiteten. Diese waren mit übermannshohen Bogen und langen Pfeilen bewaffnet. Einige trugen Kriegskeulen – die Riesenbeule, die mir mit einer solchen zugefügt worden war, zierte noch immer meinen Hinterkopf. Blasrohre, mit deren kleinen Pfeilen unsere Truppe so unliebsam Bekanntschaft gemacht hatte, waren keine zu sehen. Offenbar wirkten die zierlichen Dinger nicht martialisch genug.

In diesem Konvoi wurden wir also zur Dorfmitte geführt. Dort befand sich in der Mitte eines weiten Platzes eine einzelne Hütte, die alle anderen überragte. Eine beachtliche Menschenmenge hatte sich da versammelt. Dabei handelte es sich meist um junge Männer, Frauen jedweden Alters und auch Kinder. Es hatte den Anschein, dass der ganze Stamm anwesend war.

Die Matten, welche den Hütteneingang schützten, waren zurückgeschlagen. Im Inneren der geräumigen Behausung waren etwa zwei Dutzend ältere Männer versammelt. ‚Der Rat der Alten der Cayumbas von dem Mira während der Flußfahrt gesprochen hatte‘, kam es mir in den Sinn. Sie war die einzige Frau in der Versammlung.

In der Mitte der Hütte befand sich ein großer, mit kunstvollen Holzschnitzereien verzierter Thronsessel. Darauf saß der Stammesführer – der Señor del Bosque. Als erstes fiel mir seine Haltung auf. Er saß zusammengekrümmt da, ein Bein eingezogen, mit dem Oberkörper auf die rechte Stuhllehne gestützt. Auch sein angespannter, ja bitterer Gesichtsausdruck wirkte so, als litte er Schmerzen. Der Häuptling mochte etwa fünfzig Jahre oder mehr zählen. Zweifelsfrei handelte es sich um einen Weißen. Als nächstes stach mir seine Hagerkeit ins Auge. Der wallende Poncho, den er trotz der Hitze trug, verbarg zwar seinen Körper, gab aber seine Unterarme frei, die erschreckend mager waren. Auch sein eingefallenes Gesicht machte einen abgezehrten Eindruck. Als Ganzes strahlte er eine Melancholie und Betrübtheit aus, was mit seinem leicht vernachlässigten Äußeren im Einklang stand.

Am ersten Blick war klar, dass den Mann tiefes Leid bewegte. Vermutlich war er auch nicht gesund.

Der Herr des Waldes musterte uns aufmerksam. Er sagte nichts, und auch sonst herrschte tiefes Schweigen. Von meinen früheren Begegnungen mit Naturvölkern wußte ich wohl, dass der Höhergestellte die Unterredung eröffnete. Da wir nicht freiwillig hier, sondern sozusagen Gefangene waren, oblag das dem Häuptling.

Doch da legte Tim los. Er beschwerte sich, dass wir von den Eingeborenen überfallen worden seien, die unsere Begleiter niedergemacht hätten.

Der Señor del Bosque hob die Hand und winkte ab. Die Geste brachte Holt zum Schweigen. Sie unterstrich die Autorität des Häuptlings.

„Ihr habt die Warnung nicht beachtet“, verkündete der Señor mit hohl klingender Stimme. „Die drei Pfeile verbieten das Eindringen in unser Gebiet. Also haben wir euch bestraft“.

Ich hatte den Eindruck, dass den Stammesführer das Sprechen anstrengte. Er hatte seinem Einwand auf Spanisch vorgebracht, das allerdings einen Akzent aufwies, den ich im Moment nicht zuordnen konnte.

„Wir wollen keine Gringos hier bei uns. Sie bringen nur Schlechtes und Krankheiten. Weshalb seid ihr gekommen?“ setzte der Señor fort.

Ich hatte mir schon auf der Floßfahrt eine Verteidigungslinie zurechtgelegt und antwortete, bevor Tim in eine Auseinandersetzung trat, die zu nichts führen konnte.

„Wir sind auf den Spuren von Túpac Yupanqui um zu erkunden, wie weit die Inka damals nach Osten vorgedrungen sind. Wir sind an Ausgrabungen hinterlassener Bauwerke und dergleichen interessiert“.

Der Señor wiegte seinen Kopf. „So, so – und dergleichen ... Zuerst dachte ich, ihr seid Ölsucher, aber dazu fehlt euch die Ausrüstung, wie meine Krieger festgestellt haben. Also seid ihr hinter dem Inkagold her ...“

Ich schüttelte den Kopf, doch der Häuptling unterbrach mich schroff mit einer Handbewegung. „Ihr seid nicht die ersten und werdet wohl auch nicht die letzten sein. Doch mich interessiert im Moment etwas ganz anderes ...“

Beim letzten Satz hatte seine Stimme unvermittelt an Stärke verloren. Er hatte sich erhoben und schritt auf mich zu. Dabei erkannte ich trotz seiner vorgebeugten Haltung, dass er von beachtlicher Größe war, und die Indios um zwei Köpfe überragte.

„Ich suche meinen Sohn Puca. Er hat uns vor einem halben Mond verlassen, und ich möchte, dass er zurückkehrt“, verkündete er leise mit überraschend mildem Ton.

„Wir sind unterwegs niemand begegnet“, antworte ich. „Deine Tochter Mira hat uns bereits die Frage nach ihrem Bruder gestellt. Was vermuten sie, wohin sich ihr Sohn gewendet hat?“

„Zum Rio Mosquito. Der Tor wollte zum Camp der Ölsucher, das sich dort befindet, um in die Zivilisation zu gelangen“, erklärte der Häuptling.

„Wir könnten dorthin aufbrechen, um ihn zu suchen“, mengte sich da Tim ein. Doch der Señor übergang diesen Vorschlag. Entweder hatte er diesen nicht verstanden, oder er hatte eine Abneigung gegen Holt, der sich zu Beginn so unpassend in Szene gesetzt hatte.

„Ich habe zur Zeit noch ein anderes Problem“, setzte der Señor fort. „Mich plagen starke Zahnschmerzen, und niemand kann mir helfen“. Erst jetzt fiel mir auf, dass eine seiner Wangen dicker war als die andere.

„Wir führen eine Zange für diesen Zweck mit uns“, entgegnete ich. „Und wenn sie mir vertrauen, werde ich mir die Sache anschauen“.

Der Stammesführer nickte. „Weshalb nicht. Schlechter als es jetzt ist, kann es nicht mehr werden“. Und so nahm unsere Vorstellung vor dem Altenrat eine dentale Wendung, ohne dass auch nur einer der anwesenden Alten das Wort ergriffen hatte.

Wir wurden zurück in unsere Hütte gebracht, und ich suchte die Zahnzange aus meiner Reiseapotheke.

„Jetzt bist du schon zum Leibarzt des Dschungelfürsten aufgestiegen“, scherzte Tim Holt. Täuschte ich mich, oder schwang da ein Unterton von Eifersucht mit?

Mira erschien und führte mich in die Hütte ihres Vaters. Diese lag unweit jener, in welcher die ‚Begrüßungszeremonie‘ stattgefunden hatte. Die Häuptlingstochter machte große Augen, als ich ihr die Zange zeigte. Sie erzählte uns, dass sie ihres Vaters Zahnprobleme mit Kräutern, Salben und Beschwörungsformeln zu kurieren versucht hatte, aber erfolglos geblieben sei.

Ich war erstaunt, welche feine Ausstattung die ‚Privatgemächer‘ des Häuptlings aufwiesen. Neben einer ganzen Reihe zeitgemäßer Schußwaffen, die an der Wand hingen, enthielt der Wohnraum einen feingezimmerten Tisch und Fauteuils, deren Belegung, nämlich Puma- und Jaguarfelle, zum bequemen Sitzen einluden.

Noch mehr überrascht war ich, als mir der Häuptling seine Hand zur Begrüßung hinstreckte. Zögernd ergriff ich sie. Ein fester Händedruck eröffnete neue Perspektiven zwischen dem weißen Herren des Waldes und einem verkappten Prospektor, der nun als Leibarzt agieren sollte.

„Ich heiße *Balaban, Samuel Balaban*, und komme ursprünglich aus Polen“, eröffnete mir der Señor del Bosque. Abermals eine Überraschung! Jetzt konnte ich auch den osteuropäischen Akzent im Spanischen des Häuptlings zuordnen.

„Du kannst mich Sam nennen. Wer in meinem Maul herumstiert, mit dem werde ich nicht per sie sein“, fügte Balaban hinzu.

Dann öffnete er seinen Mund und die Untersuchung begann. Die Sache sah nicht gut aus – das halbe rechte Oberkiefer war eitrig und geschwollen. Ich klopfte die Zähne ab – und bald hatten wir den schlechten Zahn gefunden.

„Die Extraktion wird nicht ohne schmerzhaftes Komplikationen abgehen“, warnte ich ihn.

„Go on, boy“, entgegnete Balaban, diesmal nicht auf Spanisch. „Alles ist besser als dieses verfluchte Zahnweh“. Und dann setzte ich die Zange an und versuchte den Bösewicht zu lockern. Mira assistierte mir dabei. Aber sei es, dass

die Schwellung zu stark war, oder saßen die Wurzeln fest – der Zahn bewegte sich nicht. Erst als ich meine ganze Kraft zusammen nahm und wie ein Berserker zog und rüttelte, gab es einen Ruck und ich flog samt Zange und Zahn nach hinten.

Geschafft! Balaban, der während des Eingriffs kein Zeichen des Schmerzes von sich gegeben hatte, stieß einen gurgelnden Laut aus. Er blutete heftig, doch Mira gelang es bald, die Wunde zu versorgen.

Nachdem dies geschehen war, lud mich der Señor zum Bleiben ein. Einer seiner Bediensteten servierte uns einen Riesenpot mit Chicha, dem in Peru üblichen Maisbier. Jetzt merkte ich erst, wie groggy ich war. Mein Hemd war zum Ausballen naß, so hatte ich vor Anstrengung geschwitzt. Aufregung war wohl auch dabei.

„Das werde ich dir nicht vergessen, Petrolero, was du für meinen Vater getan hast“, stellte Mira fest als sie uns das Getränk einschenkte. „So einen begabten Hilfsschamanen könnten wir gut gebrauchen“, fügte sie mit einem Anflug von Lächeln hinzu.

„Petrolero? Was muß ich da hören?“ nahm da Balaban Miras Bemerkung auf. „Bist du etwa doch ein verdammter Ölsucher?“ fügte er mit scharfer Stimme hinzu.

„Ich w a r einer, bin aber aus dem Camp am Rio Mosquitos getürmt. Ich will mit diesen ausbeuterischen Gringos aus den Staaten nichts mehr zu tun haben ...“ Dies entsprach durchaus der Wahrheit, und der Häuptling nahm mir das auch ab.

Wir sahen uns gegenseitig lange an. Tiefe Ringe um seine Augen und die Falten in seinem abgehärmten Gesicht zeugten von seinem Schmerz. Sein Zahnweh hatte ich ihm nehmen können, den verlorenen Sohn konnte ich ihm nicht wiedergeben. Den hatten Holt und Jacinto auf dem Gewissen. Wenn das herauskam, dann ... Die Kette, schoß es mir durch den Sinn. Und jetzt bemerkte ich erst, dass Balaban eine ebensolche trug wie Mira und wie sie Tupa von meinem Kumpane abgenommen worden war. Mitgehangen, mitgefangen ...

Der Señor mißdeutete mein Schweigen und den Blick zu seiner Kette.

„Du sollst dir was wünschen für deine Zahnbehandlung“, meinte er. „Ich werde dir diese Kette geben. Sie ist aus Gold und wird von Mitgliedern meiner Familie getragen ...“

In meiner Verlegenheit reagierte ich falsch. „Ich wünsche mir aber etwas anderes von dir. Gib uns unsere Sachen zurück. Sie wurden uns beim Überfall weggenommen, und wir möchten sie wiederhaben“.

Enttäuschung spiegelte sich in Balabans Gesicht. „Wie du willst. Eure Sachen hättet ihr ohnehin zurückbekommen. Die Cayumbas sind keine Räuber“.

Es war klar, dass ich ihn beleidigt hatte. Er hatte mir gewissermaßen die Mitgliedschaft in seiner Familie angeboten. Und ich hatte sie ausgeschlagen, nur weil ich an Pucas Kette dachte, die in Tims Sachen versteckt war. Meine Weigerung war ein Fehler. Die Annahme eines Geschenks zu verweigern stellte unter Naturvölkern eine Beleidigung dar.

Das merkte ich auch am eisigen Schweigen, das sich nun zwischen uns ausbreitete. Ich verabschiedete mich und zog mich zurück.

Die Weiße Wand

Schon bald nach der Rückkehr in unsere Hütte erschienen zwei Indios, die alle unsere Sachen brachten, einschließlich Waffen und Munition. Tim war begeistert, und auch Pedro fand anerkennende Worte.

Ich sollte über die Zahnbehandlung berichten und tat dies knapp und widerwillig. Als mich Tim und Pedro über die Ursache meiner Verstimmtheit ansprachen, schenkte ich ihnen reinen Wein über die Halsketten der Sippe Balabans ein.

Tim erkannte die Gefahr und versprach, Pucas Kette im Fluß zu versenken.

Inzwischen war der Abend hereingebrochen und die beiden Indios brachten eine – für hiesige Verhältnisse – opulente Mahlzeit herbei.

Bemerkenswerterweise wurden wir stets von Männern bedient. Der Kontakt mit Indio-Frauen wurde von vornherein unterbunden. Nur Mira schaute zu später Stunde nochmals vorbei. Ihr Gehilfe massierte eine Essenz in Tims Hüfte, dann wurden Kräuter aufgelegt und Umschläge gemacht.

Auffallend war wieder die Hingabe, mit der sich Mira um Holt kümmerte. Wie schon am Floß gewann ich den Eindruck, dass es zwischen den beiden knisterte. Tim war zweifelsohne ein Frauenheld, ein womanizer wie man heute sagen würde. Und Mira, ein unerfahrenes Naturkind, das wohl zum ersten Mal Zuneigung oder mehr zu einem Mann fühlte.

Mir war das Geturtel zuwider und ich legte mich zur Ruhe. Eigentlich hätte ich mit dem Verlauf des ersten Tages im Eingeborenendorf zufrieden sein können. Die Situation hätte viel schlimmer sein können: Gefangenschaft bei den Wilden, vom Tode bedroht, Hunger, Regen, Strapazen. Anstelle dessen hatten wir ein Dach über den Kopf, warme Mahlzeiten und konnten über unsere Sachen verfügen.

Wenn nur die Sache mit Puca nicht wäre. Daran war Tim Schuld. Und bei Mira war er offenbar auch erfolgreich. Allmählich begann sich in mir ein Haßgefühl gegen Tim Holt aufzubauen.

*

Am nächsten Morgen wurde ich durch Stöhnen geweckt. Tim jammerte, dass es ihm schlechter gehe. Wir schickten einen der beiden für uns abgestellten Indios – sie hatten über Nacht vor unserer Hütte Quartier bezogen – nach Mira. Diese kam umgehend und verabreichte ihm ein Gebräu, das ihr Gehilfe am Feuer aus verschiedenen Ingredienzien zubereitete. Bald schien dies seine Wirkung zu tun und Tim beruhigte sich.

In mir stieg der leise Verdacht auf, dass es Holt gar nicht so schlecht ging wie es schien. Ging es ihm etwa nur um Miras Gesellschaft? Er schien ihre Behandlung zu genießen, vor allem, wenn sie ihrem ‚Patienten‘ die Hand auf die Stirn legte und dort ruhen ließ.

Mir wurde das zunehmend widerlich, und ich verließ die Hütte. Über dem Fluß ging eben groß und rot die Sonne auf. Das Sonnenlicht zeichnete eine rot-gelb flimmernde Straße aufs Wasser.

„*El camino al sol*¹⁹“, ertönte da die bekannte hohle Stimme hinter mir. Balaban war auf leisen Sohlen hinter mich getreten.

„Die Inka haben gemeint, dass auf diesem Pfad am Morgen die Neugeborenen vom Himmel herab kommen, abends jedoch die Verstorbenen hinaufsteigen“, fügte er hinzu.

„Wie geht's dem Kiefer“, erkundigte ich mich nach seinem Befinden.

„Gut – du bist ein talentierter Dentist“, versuchte er ein gequältes Lächeln. „Ich war gestern nicht sehr freundlich zu dir, obwohl du mich von meinen Schmerzen befreit hast. Zahnarzt, Petrolero, Archäologe – welche Berufe hast du noch?“

„Mein Hobby ist das letztere“, entgegnete ich wahrheitsgemäß. „Geschichte und Kultur der Inka, dafür interessiere ich mich“.

„Da kann ich mich erkenntlich erweisen, amigo“, setzte der Señor fort. „Deshalb bin ich hier. Ich werde dir etwas zeigen, was bisher kaum ein Gringo zu Gesicht bekommen hat. Ich bin einer der Entdecker, aber es hat meinem Leben eine unerwartete Wendung gegeben“. Ein herber Zug erschien um seinen Mund. Wir schwiegen, während die Sonne rasch höher stieg.

„Komm mit, bevor es zu heiß wird. Was ich dir zeigen will, liegt gar nicht weit von hier“. Damit winkte er den beiden Indios, die unsere Hütte bewachten, und wir begaben uns hinunter zur Anlegestelle am Flußufer. Trotz der frühen Stunde waren schon viele Indios unterwegs. In den Tropen geht man seinen

¹⁹ Spanisch: ‚Der Weg zur Sonne‘

Geschäften entweder früh morgens oder abends nach, wenn die Hitze nicht so groß ist.

Die Indios begegneten ihrem Stammesführer mit Respekt. Aus verschiedenen Einzelheiten war zu erkennen, dass sie ihn schätzten, wahrscheinlich sogar liebten.

Unten am Ufer bestiegen wir ein Boot. Auf Anweisung Balabans ruderten uns die beiden Indios eine kurze Strecke flußabwärts. Dort fuhren sie geradewegs auf bis zum Wasser reichende, tiefhängende Baumäste und einen Vorhang verfilzter Lianen zu. Schon glaubte ich, dass wir am Ufer aufprallen würden, als sich das Pflanzengewirr teilte und ein schmaler Bach sichtbar wurde. Diesen ruderten die Indios schweigend etwa eine Viertelstunde aufwärts, bis ein Anlegeplatz erreicht wurde. Wir verließen das Boot und schlugen einen schmalen, kaum sichtbaren Pfad ein.

„Weshalb bleiben deine beiden Leute zurück?“ fragte ich Balaban.

„Die Zone ist tabu für gewöhnliche Indios. Nur Häuptlinge, Priester und Schamanen dürfen sie betreten“, erklärte der Señor. „Und nun du“.

Das Gelände, durch das wir uns bewegten, war nicht mehr so eben wie auf unserer bisherigen Reise. Auf der einen Seite war eine Bodenwelle zu einem richtigen Hügel angewachsen. Wir waren noch nicht lange durch den Urwald gegangen, als die Bäume auseinandertraten und den Blick auf etwas Helles öffneten. Beim Näherkommen erkannte ich zu meiner Überraschung eine nahezu senkrechte Felswand. Sie hatte etwa die Höhe eines einstöckigen Hauses und präsentierte sich in einem fahlen Grau.

„*La Pared Blanca*²⁰“, flüsterte Balaban. Ich war überrascht, ihn so bewegt zu sehen.

Im Licht der Vormittagssonne waren verwitterte verschlungene Gravuren zu erkennen. Gerade und gebogene Linien wechselten sich mit Spiralen, Kreisen und anderen geometrischen Figuren ab.

„Petroglyphen, hier mitten im Urwald“, staunte ich. „Niemand hätte hier eine solche Felsformation erwartet, geschweige denn die Ritzungen im Stein ...“

„Ja, und sie gehen auf die Inka zurück. Ein unumstößlicher Beweis, dass sie bis hierher gekommen sind“, fügte Balaban andächtig hinzu. „Und sie sind noch viel weiter vorgedrungen, wie diese Gravuren beweisen. Es handelt sich nämlich um eine Art Landkarte, auf welcher die Inka für sie wichtige Dinge markiert haben. Ich habe lange gebraucht, um dies zu begreifen. Doch nun liegt sie wie ein offenes Buch vor mir, und eines Tages werde ich dir das Ganze erklären“.

Ich versank in die Betrachtung des Relikts aus Inkazeiten. Die gesamte Karte war etwa fünf Meter hoch und mindestens doppelt so breit. Ich hätte natürlich gerne gewußt, wo unser Fluß mit dem Indianerdorf verzeichnet war. Als ich aber trotz mehrmaligen Fragens keine Antwort erhielt, wandte ich mich um und erblickte eine seltsame Szene.

Der Häuptling hatte sich etwa abseits vor der Wand niedergekniet. Er schüttelte eine dunkle Flüssigkeit aus einem Flaschenkürbis in eine dort befindliche kleine Grube. Daneben brachte er einige kleiner Dinge aus seiner

²⁰ Spanisch: ‚Die Weiße Wand‘

Umhängetasche zum Vorschein und legte sie behutsam dazu hinein. Dazu sang er mit hohler, zittriger Stimme eine sich ständig wiederholende Melodie. In der mondänen Litanei konnte ich lediglich das Wort ‚Pachamama‘ identifizieren. Mir war bekannt, dass damit die ‚Mutter Erde‘ gemeint war, eine aus der Quechua-Sprache stammende Bezeichnung.

Ich störte ihn nicht bei seiner Opferzeremonie, denn offenbar handelte es sich um eine solche, und wandte mich wieder den Petroglyphen zu.

Nach geraumer Zeit trat er hinter mich. „Ich werde dir die Geschichte dieses Platzes erzählen, Petrolero“, sagte er mit ernster Stimme. „Du bist der erste, außer meinen Kindern, an den ich sie weitergebe. Doch Puca ist fortgegangen und vielleicht schon tot, und Mira ist doch nur ein Weib“. Die zweite Bemerkung hatte er mit deutlicher Bitterkeit ausgesprochen. Wußte er über die Turtelei zwischen ihr und Tim Bescheid? Später erfuhr ich, dass es ihm die beiden Indios hinterbracht hatten, und dass er sich daraufhin selbst durch einen Blick durch unsere Fenster überzeugt hatte.

„An diesem Platz habe ich mein höchstes Glück erlebt und gleich danach hat mich tiefstes Leid getroffen“, setzte der Señor dort. „Höre mich an, wie es dazu gekommen war“.

Wir zogen uns in den Schatten der Bäume zurück. Und Balaban begann seine Erzählung ...

Balaban erzählt ...

„Ich stamme aus Ostpolen. Mein Vater, er hieß ebenfalls Samuel, ein polnischer Jude, hatte eine Litauerin geheiratet. 1925 kam ich in Warschau zur Welt. Kurz vor Kriegsausbruch gelang der Familie die Flucht nach Argentinien. Ein Glücksfall, wenn man daran denkt, was dann alles in Europa passiert ist“.

Sam Balaban sah sinnend in die Ferne. Die Wand mit den seltsam verschlungenen Gravuren glänzte im Sonnenlicht.

„Die Erinnerung an all das schmerzt mich. Dennoch tut es gut, mit jemand darüber zu sprechen, der weiß, was damals in der alten Welt geschehen ist. Hier kann sich das kaum jemand vorstellen“.

„Ich habe mich an der Universität in Buenos Aires als Student der Archäologie eingeschrieben. Mein Vater war ein tüchtiger Kaufmann, und die Familie konnte sich mein Studium leisten. Mit vierundzwanzig bin ich nach Peru, wo ich an mehreren Ausgrabungen teilgenommen habe. Ein Jahr später habe ich mich einer nord-amerikanischen Expedition angeschlossen, welche von den Ostkordillern ins Amazonastiefland führte. Als spanisch sprechender Fachmann für die Inka-Archäologie – darauf nämlich hatte ich mich spezialisiert – nahm mich der Expeditionsleiter, Dr. Masters, mit offenen Armen auf. Damals waren die peruanischen Zeitungen voll davon. ‚Auf den Spuren des Inkaherrschers Túpac Yupanqui‘ und dergleichen lauteten die Schlagzeilen“.

„Der Urwald war für mich neu und faszinierend. Im Gegensatz zu einigen anderen Expeditionsteilnehmern ertrug ich Hitze und Strapazen gut. Wir fuhren den Fluß hinunter, an dem jetzt unser Dorf liegt, das damals noch nicht existierte. Unser indianischer Führer hatte uns von der Weißen Wand erzählt, die wir vom

Fluß aus zu erreichen trachteten. Nach einigen Suchen fanden wir sie auch, und Dr. Masters geriet ob der Entdeckung – wie eben du auch – ins Schwelgen“.

„Doch das sollte sich als letzter Erfolg der Yupanqui-Expedition erweisen. Denn ab da begannen die Katastrophen. Und ich trug die Hauptschuld ...“

Der Häuptling schwieg und wandte sich ab. Er senkte seinen Kopf, der plötzlich krampfartig zu zucken begann. Die Konvulsion übertrug sich auf seinen Rücken, und da vernahm ich auch sein Schluchzen. Obwohl die Ereignisse von damals ein Vierteljahrhundert zurücklagen, hatte die Erinnerung daran einen Weinkrampf ausgelöst.

Ich legte meine Hand auf seine Schulter, und er ergriff sie dankbar. Nach einiger Zeit beruhigte er sich und war in der Lage, seine Erzählung fortzusetzen.

„Ich will es kurz machen. Wir kamen am Abend bei der Wand an und lagerten davor. Hier an dieser Stelle befand sich unser Camp. Wir losten die Nachtwache aus, und ich war für die Zeit nach Mitternacht dran. Doch anstelle aufzupassen – was konnte schon passieren, bisher waren wir auf keine einheimischen Indios getroffen – vergnügte ich mich mit Edda. ‚Vergnügen‘ trifft den Sachverhalt nicht, denn wir waren einander in herzlicher Liebe zugeneigt. Edda war eine junge amerikanische Kollegin schwedischer Herkunft, das einzige weibliche Mitglied unserer kleinen Expedition. Es war Liebe auf den ersten Blick, von beiden Seiten aus. Wir benützten die Stunden meiner Wache zum Liebesgeflüster und zogen uns hinter den Felsen zurück“.

„Diese Pflichtvergessenheit erwies sich als fatal. Eine Schar von Indios griff unsere Leute an. Es waren Cayumbas, also vom gleichen Volk, bei dem wir uns befinden. Wer sich wehrte, wurde durch Giftpfeile und Keulen niedergemacht.

Der Rest wurde gefangen genommen. Die Attacke dauerte nur wenige Minuten. Von den sechs Gringos verloren zwei ihr Leben, während alle indianischen Mitglieder der Expedition getötet wurden. Zivilisierte und wilde Indios haben einander nie gemocht“.

„Als Edda und ich den Kampflärm hörten, waren wir zunächst so geschockt, dass wir wie gelähmt auf unseren Platz verharrten. Was hätten wir auch viel unternehmen können, hatte ich doch unvorsichtigerweise die Schußwaffen im Lager zurückgelassen. Als wir uns dann vorsichtig dem Lager näherten, wurden wir von den Indios bemerkt und ebenfalls gefangen genommen“.

„Am Morgen schafften uns die Cayumbas in ihr Dorf und unser Leidensweg begann. Edda wanderte in die Hütte des Häuptlings als dessen persönliche Sklavin. Masters, der andere Überlebende und ich wurden wie die Tiere gehalten. Wir mußten schwere Arbeiten verrichten, etwa Bäume fällen und aushöhlen um Kanus zu bauen, Hütten errichten in der ärgsten Tageshitze und andere kraftraubende Dinge. Zu essen bekamen wir nur wenig. Tagsüber wurden wir von Blasrohrmännern bewacht, nachts mit Lianen brutal aneinander gefesselt. Unser Sklavendasein war die Hölle ...“

„Lange hielten wir diese Behandlung nicht aus. Masters erkrankte an Fieber und starb bald darauf. Der andere Gringo war eines Tages verschwunden. Ob er geflohen war, oder von den Indios getötet wurde, das entzieht sich meiner Kenntnis“.

„Ich hatte mit dem Leben abgeschlossen und verfiel in Apathie. Nur wenn ich Edda, meine große Liebe, von Ferne sah, regte sich mein Widerstandswille – aber was konnte ich tun? Der Tod war hundertmal besser als ein solches Leben.“

Dies sagte sich offenbar auch Edda, denn nach einigen Wochen sah ich sie nicht mehr. Mittlerweile hatte ich gelernt, mich mit meinen Peinigern einigermaßen zu verständigen. Und da erfuhr ich, dass Edda den Tod einem solchen Leben vorgezogen hatte. Sie war eines Tages in den Wald gegangen und nicht mehr zurückgekommen ...“

„Nun war ich allein und hatte mit dem Leben abgeschlossen. Doch da kam eines Tages der Schamane des Stammes zu mir und deutete mir, ihm in die Hütte des Häuptlings zu folgen. Der Stammesführer lag mit hohem Fieber danieder, und da sich der Schamane keinen Rat mehr wußte, sollte offenbar der Gringo aushelfen“.

„Ich konnte mich mittlerweile soweit verständigen, dass ich nach den Verbleib der Expeditionsapotheke fragen konnte. Die Indios hatten alles aufgehoben, auch das Chinin. Ich verabreichte dem Häuptling eine geeignete Dosis davon und versäumte nicht, daneben einen gehörigen Klamauk zu veranstalten. Dem Kranken mußte ein Patronengurt um den Leib gebunden werden und er hatte sich im Studentakt dreimal um sich zu drehen. Dabei sang ich die polnische Nationalhymne und streckte beide Arme beschwörend gegen den Himmel“.

Kurzum, das Chinin rettete das Leben des Häuptlings der Cayumbas und auch meines. Denn das war der Wendepunkt bei meinem Aufenthalt im Urwald. Mir wurden die Stricke abgenommen, ich mußte nicht mehr schwer arbeiten und bekam ausreichend zu essen. Von da an gings steil bergauf. Ich wurde zuerst Gehilfe des Schamanen. Und als er nach einigen Jahren starb, übernahm ich sein Amt. Schon vorher hatte ich mich mit einer Reihe technischer Neuerungen bei den Indios beliebt gemacht. Ich unterrichtete sie im Gebrauch der Schußwaffen, welche als Expeditionsrelikte noch vorhanden waren. Und auch als die Munition

verschossen war oder durch die im Dschungel andauernd herrschende Feuchtigkeit unbrauchbar geworden war, trugen die Krieger die Gewehre und Revolver als Statussymbol“.

„Ich lehrte den Indios Landwirtschaft. Während sie bisher nur wild wachsende Pflanzen und Knollen konsumierten, ging ich daran, systematisch Yucca, Kartoffeln und Mais anzubauen. Der Kontakt zwischen den Stämmen im Urwald und den zivilisierten Indios ist zwar nur lose, aber er ist vorhanden. Auf meine Veranlassung gelang es deshalb bald, das nötige Saatgut für die Agrikultur aufzutreiben. Die von der Expedition mitgeführten Grabwerkzeuge leisteten dabei wertvolle Dienste“.

„Und als der Häuptling, dem ich mit Chinin und Beschwörung das Leben gerettet hatte, starb – die Lebenserwartung der Urwaldindios ist doch sehr gering – war mein Ansehen mittlerweile so gestiegen, dass ich sein Nachfolger wurde. Eine bemerkenswerte Karriere innerhalb nur weniger Jahre ...“

Balaban schwieg. Ich war erstaunt. Etwas Ähnliches hatte ich noch nie gehört. Aber weshalb hatte er nicht versucht, in die Zivilisation zurückzukehren? Er schien meinen Einwand zu erraten, denn er setzte fort:

„Nach meinem Aufstieg hätte ich in die Zivilisation zurückkehren können. Aber wollte ich das? Ich habe mich das hunderte Male gefragt, aber mich stets fürs Bleiben bei den Indios entschieden. Der Hauptgrund hierfür war mit Sicherheit das Schuldgefühl, unter dem ich litt. Ich war letztlich Schuld am Scheitern der Yupanqui-Expedition und am Tod aller ihrer Mitglieder. Diesem Vorwurf wäre ich zweifelsohne nach meiner Rückkehr in die Zivilisation ausgesetzt gewesen. Und was erwartete mich dort nach dem Selbstmord meiner geliebten Edda?“

Ich bin bei den Cayumbas geblieben und habe eine Familie gegründet. Huani, die Tochter des Schamanen, nach dem Tod ihres Vaters selbst Medizinfrau, hat mir zwei Kinder geboren: Puca und Mira. Sollte ich sie verlassen? Nein! Und dann war da noch mein Interesse an der Geschichte der Inka. Ich habe in den mehr als zwei Jahrzehnten, die ich nun hier bin, Entdeckungen gemacht, um welche mich die Archäologen der Welt beneiden würden, wenn sie davon wüßten. Wenn es sich ergibt und wenn du es willst, kann ich dich daran teilhaben lassen ...“

*

Schweigend verließen wir die Weiße Wand, an der Balaban Schicksal eine so drastische Wendung genommen hatte. Welch ein Aufstieg vom Sklaven der Indios zum ‚Señor del Bosque‘. Und dennoch war er im Grunde ein armer Teufel, inmitten einer Horde primitiver Wilder, fern von den Segnungen der Zivilisation, wie etwa einer Zahnbehandlung. Im Herzen war er tief unglücklich, den bis zum heutigen Tag Schuldgefühle wegen des Scheiterns der Yupanqui-Expedition und dem Ende seiner Gefährtin plagten.

Er tat mir unendlich leid, aber mir fielen im Moment keine passenden Trostworte ein. Zu überwältigt war ich von Balabans Erzählung ...

Die Mühle der Inka

Im Dorf ging alles seinen gewohnten Gang. Mira besuchte Tim jeden Tag morgens und abends. Mittlerweile hatte sie die Scheu verloren und massierte Holts Hüfte mit Essenzen, legte ihm Heilkräuter auf und verabreichte ihm laufend medizinisches Gebräu. Dass es zwischen den beiden ordentlich funkte, das wurde immer offensichtlicher. Und dass Balaban damit keineswegs glücklich war, auch.

Ich besuchte den Häuptling jeden Tag in seiner Hütte. Nachdem er mir so offen sein Herz ausgeschüttet hatte, hatte ich ihm über mein Leben berichtet. Begierig lauschte er den Geschehnissen, die sich in der Welt in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren ereignet hatten. In der Abgeschlossenheit des Waldes hatte er nichts vom Kalten Krieg zwischen West und Ost, von Satelliten, Mondlandung und dergleichen gehört.

Seit Balabans Erzählung an der Weißen Wand war eine tiefe Zuneigung zum Herrn des Waldes in mir aufgekeimt. Dass er mich auch mochte, spürte ich auch deutlich. Es begann sich eine Freundschaft zwischen uns zu entwickeln – oder sollte man es besser als eine Art Vater-Sohn Beziehung nennen?

Im Gegensatz dazu nahm die Abneigung Balabans gegen Holt deutlich zu. Er war sichtlich erzürnt über Tims gute Beziehung zu Mira. Mehrmals erklärte er mir gegenüber, dass er eine Vertiefung nicht dulden würde. Als ich ihn fragte, was er eigentlich an Tim Holt so verabscheute, antwortete er leidenschaftslos:

„Er ist ein böser Mensch. Ich fühle deutlich, dass er nicht ehrlich ist – darin habe ich mich noch nie getäuscht. Und ich schätze, dass er auch über Leichen geht“.

Diese Einschätzung deckte sich mit meiner. Nur dass ich über Holt besser Bescheid wußte als Balaban, der dies natürlich nicht ahnte. Pucas Ermordung durch Holt und Jacinto stand wie ein Fanal zwischen Balaban und mir. Mit dem Wachsen der Freundschaft zwischen uns, nahm auch mein schlechtes Gewissen zu. Ich beschloß, Balaban früher oder später darüber aufzuklären. Aber wie würde er reagieren? Es war gut möglich, dass er Tim im Zorn tötete – und daran wollte ich auch nicht Schuld sein.

Wir waren in unsere Hütte wohl versorgt. Die beiden Indios brachten uns drei Mahlzeiten am Tag. Wir erhielten genug Maisbier und hatten sonst wenig zu tun. Wenn ich in der Hütte war, vervollständigte ich mein Tagebuch, und las in den paar Büchern, die ich vom Camp mitgenommen hatte. War auch Pedro anwesend, so unterhielt ich mich mit ihm.

Die meiste Zeit verbrachte ich jedoch mit Balaban. Tim äußerte sich mehrere Male abfällig darüber. Ich würde mich beim Häuptling einschmeicheln und dabei ihn, Tim, schlecht machen. Ich hatte zuvor Holt über Balabans Unmut über seine Turtelei mit Mira berichtet. Aber Tim hatte dies nur meiner Mißgunst und Eifersucht zugeschrieben. Wenn ich ehrlich zu mir war, so hatte er mit dem zweiten Vorwurf möglicherweise nicht unrecht. Aber dass ich Balabans Abneigung gegen Holt schürte – das war mit Sicherheit unwahr.

All das führte zu einer weitgehenden Entfremdung zwischen Tim und mir. Ich war nie angetan von ihm gewesen – jetzt sprachen wir aber nur noch das Nötigste miteinander. Auch Pedro hielt sich fern von ihm. Hingegen hatte er sich

mit *Machuco*, einem der für uns abgestellten Indios, angefreundet. Die beiden steckten andauernd beieinander. Hätte ich damals geahnt, was sich anbahnte ...

Die Heilung Tims schien nur langsam Fortschritte zu machen. Er war zwar nicht mehr bettlägrig, humpelte aber gewaltig trotz der Krückstöcke, die sein Indio für ihn angefertigt hatte.

Dann teilte ihm Mira eines Tages mit, dass sie Tim nicht weiter besuchen könnte. Ihr Vater hätte es ihr untersagt. Nur mehr der Gehilfe sollte Holt versorgen dürfen.

Holt schäumte vor Wut. Er machte mir Vorwürfe, dass ich Balaban zu diesem Verbot veranlaßt hatte. Dies stimmte selbstverständlich nicht, aber ich merkte, dass auch Mira mich mit schalen Augen zu betrachten begann.

Mira kam zwar nicht mehr in unsere Hütte – aber die beiden trafen sich dafür heimlich in den Nächten am Fluß. Dies wußte ich von Pedro, der Tim einmal nachgeschlichen war. Bemerkenswerterweise bewegte sich dabei Tim normal fort, das heißt ohne Krücken, sobald er sich unbeobachtet fühlte. Unten am Fluß erwartete ihn bereits Mira, ein umgestürztes Boot schützte die beiden vor neugierigen Blicken. Offenbar waren unsere beiden Indios mit im Spiel, denn Balaban wurde davon nichts hinterbracht. Auch ich wollte Tim nicht anschwärzen – eine verhängnisvolle Fehlentscheidung wie sich bald herausstellen sollte.

*

Eines Tages meinte Balaban, dass er mich nun in sein größtes Geheimnis einweihen würde. Ich hätte die Weiße Wand gesehen und seine Geschichte gehört – nun aber wollte er mir etwas zeigen, das den Rahmen des Gewöhnlichen

sprengen würde. Noch vor Sonnenaufgang, als der Morgen graute, bestiegen wir ein Boot und fuhren ein Stück flußabwärts. Mit von der Partie waren wieder unsere beiden Indios, die uns schon zur Weißen Wand gerudert hatten, wie auch Mira. Ihre Anwesenheit überraschte mich, und ich hatte das Gefühl, dass ihr bei unserem Trip nicht ganz wohl zu sein schien.

Nachdem wir die Abzweigung zur Weißen Wand passiert hatten, nahm die Strömung des Flusses zu, und weiter flußabwärts war ein Rauschen zu vernehmen, welches bald lauter wurde.

„La Remulina de los Incas“, versuchte sich Balaban im Getöse verständlich zu machen. Die zunehmende Strömung und das donnerartige Rauschen deuteten auf einen Wasserfall. Geschickt steuerten die Indios das Boot in eine Bucht. Wir sprangen an Land und zogen das Boot nach. Abermals blieben die Indios zurück, während sich Balaban, Mira und ich ein Stück weiter flußabwärts bewegten. Über eine etwa zehn Meter hohe Bodenschwelle stürzte das Wasser des Flusses tosend hinunter. Dichte Wasserschleier glänzten im Licht der noch tiefstehenden Sonne. Die versprühten Tropfen glitzerten wie Edelsteine – ein prachtvoller Anblick, der im Verein mit dem Donnern des niederstürzenden Wassers fast majestätisch wirkte.

„Ein großartiges Schauspiel“, kommentierte Balaban, als wir weitergegangen waren, sodass eine Unterhaltung wieder möglich war. „Aber nichts im Vergleich zu dem, was du nun zu sehen bekommst“.

Meine Spannung stieg. Was konnte Gewaltiger sein, als diese Kaskaden? Ich brauchte nicht lange zu warten. Balaban führte uns auf einen schmalen, kaum merkbaren Pfad, der scheinbar aus dem Nichts kommend, aufgetaucht war. Nach wenigen Metern standen wir vor einer mit Moos und Flechten bewachsenen

Felswand. Der Häuptling hantierte an einen in Kniehöhe eingelassenen Vorsprung am Felsen. Dann drückte er am Felsen.

Und da – der Felsen öffnete sich, zuerst ein schmaler Spalt, der sich allmählich vergrößerte. Eine Steintüre glitt langsam zur Seite.

„Herein ins Reich der Inka“, lud und Balaban ein. Für Mira war das offenbar nicht neu. Keinerlei Überraschung spiegelte sich in ihren Zügen. Dunkel gähnte uns die Öffnung entgegen. Ein Schwall kühler Luft schlug uns entgegen. Kein Modergeruch – die Anlage war offensichtlich gut durchlüftet. Eine seltsame Stimmung machte sich in mir breit, als ich das Felsentor durchschritt. Um ihr zu begegnen fragte ich: „Wir können wir uns in der Finsternis bewegen?“

„Kein Problem, auch daran haben die Inka vor Jahrhunderten gedacht“, erklärte Balaban. Und er zeigte auf ein ganzes Bündel von Fackeln, die in einer Ecke lagen. Trotz ihres Alters erwiesen sie sich als brauchbar. Wir brannten sie an und schritten weiter. Ein kurzer Gang führte in einen großen Raum, der sich weit nach hinten zu erstrecken schien. Ursprünglich wohl eine Höhle, waren ihre Wände von Menschenhand geglättet und mit zu behauenden Quadersteinen ausgebaut. In typischer Inkabauweise schlossen sich die Steine so eng aneinander, dass nicht einmal ein Blatt Papier dazwischengepaßt hätte. Obwohl nicht weit von hier der Fluß hinunter donnerte, herrschte in der Gruft nicht die geringste Feuchtigkeit.

Denn dass es sich um eine Grabkammer handelte, war offenkundig. In übereinander liegenden Vertiefungen an den Rändern der Kammer lag eine Reihe von Mumien in der typischen Hockstellung. Das Fleisch an Armen und Beinen war vollständig eingetrocknet, sie Haut spannte sich pergamentartig über die Knochen. Einige der Leichname waren in Säcken verschnürt, manche hingegen

lagen frei. Ihre eingefallenen Gesichter, die leeren Augenhöhlen und zähnebleckende Mundpartien boten im flackernden Licht unserer Fackeln einen gespenstischen Eindruck.

Vor den Mumien standen kleine Götzenbilder, Schalen, seltsam geformte Tiere, verschiedene Gerätschaften – alles aus Gold. Was da an Schätzen lag, mußte – ganz abgesehen vom Wert des Materials – einen unfaßbaren Altertumswert besitzen.

„Und das ist erst der Anfang“, erklärte Balaban. „Es handelt sich um die Mumien gewöhnlicher Indios. Weiter hinten liegen die Leichname der Oberschicht, bei denen die Grabbeigaben noch viel prächtiger sind ...“

Wir hielten inne. Mir war schwindlig geworden von all den Mumien und den goldenen Grabbeigaben. Im Hintergrund des langgestreckten Raumes erkannte ich im diffusen Fackellicht eine Quermauer mit einem Durchgang.

„Lassen wir es gut sein fürs erste“, hörte ich die Stimme des Häuptlings wie aus weiter Ferne. „Komm wieder ins Freie, du mußt das alles erst einmal verdauen“.

Wir kehrten um. Wie betäubt verließen wir die Grabkammer und Balaban schloß das Steintor. Ich war zu verwirrt, um auf den Türmechanismus zu achten. Später war ich mir nicht sicher, ob ich überhaupt selbständig wieder zum Grufteingang zurückfinden würde.

Als wir zurückruderten bemerkte ich, dass mich Balaban und seine Tochter aufmerksam betrachteten. Offenbar waren sie auf meine Reaktion gespannt.

Aber mir lag eine Frage auf der Zunge: „Wie hast du das entdeckt, Balaban, so abgelegen und versteckt im Dschungel?“

„Eine gute Frage“, entgegnete dieser. „Die Landkarte an der Weißen Wand hat mich darauf gebracht. Es waren einige Stellen darauf markiert, die ich alle abgesucht habe, zunächst erfolglos, versteht sich. Dann hat mir der Schamane, dem ich seinerzeit mit dem Chinin behilflich war, von der ‚Remulina de los Incas‘ erzählt, gewaltige Stromschnellen im Fluß, unter denen das Inkagold verborgen sein sollte. Angeblich ist diese Legende von Generation zu Generation von den Indios weitererzählt worden. Und schließlich war mir, nach jahrelangen vergeblichen Suchen – der Zeitfaktor spielte ja keine Rolle bei meinem Aufenthalt im Urwald – das Glück hold. Zufällig habe ich dann den Mechanismus zum Öffnen der Felsentür entdeckt. Die Inka waren geniale Steinbaumeister ...“

Im Dorf der Cayumbas

Der Rückweg nahm einige Zeit in Anspruch. Da die Strömung oberhalb des Wasserfalls zu stark war, mußte das Boot getragen werden. Da es sich um ein Rindenkanu handelte, konnte dies von den beiden Indios ohne Schwierigkeiten bewältigt werden. Seit Verlassen der Grabkammer fühlte ich mich müde und ausgelaugt. Als wir dann endlich wieder das Boot bestiegen, erfaßte mich – wie schon zuvor in der Gruft – ein Schwindel. Alles begann sich um mich zu drehen und ich sank erschöpft zu Boden. Wie durch einen Schleier sah ich, wie sich Mira besorgt über mich beugte.

„Der Petrolero fiebert“, vernahm ich von weit her ihre Stimme. Ich hörte Balaban antworten, verstand aber nicht, was er sagte. Alles versank in grauem Nebel, der sich immer rascher drehte. In der Mitte des Wirbels hatte sich ein Loch gebildet, in das ich stürzte ...

*

Ich fühlte mich schwach und mir war sehr heiß. Mira saß an meinem Bett und trocknete die Schweißperlen auf meiner Stirn. Ein Gefühl der Geborgenheit durchströmte mich. Also widmete sie sich nicht nur um Tim, sondern pflegte auch mich. Begierig trank ich aus der Schale, die sie mir reichte. Ihre Bemühungen taten mir wohl. Dann schlief ich ein.

Als ich zum zweiten Mal erwachte, fühlte ich mich deutlich besser. Das Fieber war zurückgegangen. Pedro saß an meinem Lager und faltete glücklich die Hände. „*Muchas gracias, madre de dios*²¹“, rief er aus, „der Petrolero hat wieder einen klaren Blick. Jetzt wirst du wieder gesund“.

Es stellte sich heraus, dass ich mehr als achtundvierzig Stunden weggetreten war. Es dauerte weitere zwei Tage, bis ich wieder auf dem Damm war. Mira kümmerte sich rührend um mich, verabreichte mir diverse Getränke, kochte Pflanzen und Kräuter zu einer bitter schmeckenden Brühe, die ich alle paar Stunden schlucken mußte.

Tim bekam ich selten zu Gesicht. Er steckte viel mit Machuco, einem unserer beiden Indios, zusammen. Von einem weiteren Flirt mit Mira merkte ich nichts mehr, allerdings schlief ich in der Nacht meist wie ein Stein.

²¹ Spanisch: ‚Vielen Dank, Mutter Gottes‘

*

An folgenden Tagen besuchte mich Balaban. Es war ihm anzusehen, dass er sich freute, mich wieder gesund zu sehen.

Nachdem wie einige Freundlichkeiten ausgetauscht hatten, nahm mich Balaban beiseite. Es war klar, dass er mich unter vier Augen sprechen wollte.

„Du weißt, warum ich dir die Grabkammer gezeigt habe? Trotz des Risikos, dass du dir die Schätze aneignest, sei es um des Goldes willen, sei es, um die Relikte in Museen auszustellen.“

Ich schüttelte den Kopf. Weder ahnte ich warum er mich zu der Inkamühle geführt hatte, noch dachte ich daran, mir die Dinge anzueignen.

„Ich möchte, dass du mein Nachfolger wirst“, überraschte er mich mit einem ungeahnten Vorschlag. „Siehe, ich bin alt und möchte mich zurückziehen. Vor dir habe ich eine hohe Meinung und glaube auch, dass du das Amt des Führers gut ausfüllen könntest. Ich weiß zwar, dass du trachtest, in die Zivilisation zurückzukommen. Du bist jung, willst noch was erleben und nicht hier im Dschungel bei den Wilden bleiben. Um dir zu zeigen, dass es auch hier Interessantes gibt, habe ich dir die Grabkammer gezeigt. Ich bin sicher, dass es im Urwald noch einiges zu entdecken gibt – du mußt nur wollen ...“

Ich war perplex. Gerührt, verwirrt – und total überrascht. Tausend Gedanken strömten auf mich ein. Die Zivilisation opfern, um hier archäologische Sensationen zu entdecken – darauf lief es doch hinaus. Ließ sich nicht etwa beides verbinden?

„Ich weiß, das kommt alles viel zu überraschend für dich, und ich verlange auch gar keine schnelle Antwort von dir“, fügte Balaban hinzu. „Nur eines noch: am liebsten wäre mir natürlich, wenn Mira und du sich verbinden würden. Das wäre für Mira und dem Stamm das Beste. Und ich merke auch, dass sie dir zusagen würde. Aber da ist dieser verdammte Holt, und nur für ihn scheint sie Augen zu haben. Mir wäre am liebsten, er verschwände von der Bildfläche ...“

Später beim Einschlafen mußte ich ständig an diese Worte Balaban denken. Ja, wenn es meinen Nebenbuhler nicht gäbe, so stünde mir eine steile Karriere als Nachfolger des Herrn des Waldes, Ehemann der Häuptlingstochter und Hüter der Inkarelikte in Aussicht.

*

Am nächsten Morgen kündigte Tim Holt an, dass er Geburtstag habe und diesen zu feiern gedenke. Am Nachmittag brachten die Indios Unmengen an Chicha und auch Masoto. Als Festmahl gab es gebratene Hühner und – als besondere Spezialität – Jaguarfleisch. Es erschienen auch einige Vertreter vom Rat der Alten; Balaban und seine Tochter gaben uns jedoch nicht die Ehre. Trotz des niedrigen Alkoholgehaltes der Getränke zeigte sich nach einiger Zeit deren berausende Wirkung. Mir fiel auf, dass Tim uns zum Trinken geradezu animierte. Sein ständiges Nachschenken schrieb ich seiner guten Laune zu. Aufgrund meiner Rekonvaleszenz hielt ich mich jedoch mit dem Trinken zurück.

Am frühen Abend hatte ich dann genug vom Gegröle der Indios und auch von Holts Gesellschaft. Ich fühlte mich müde. Mir war er zunehmend unsympathischer geworden. Gestern noch hatte er mich über die Gruft ausgefragt. Irgendwer mußte ihm von den goldenen Grabbeigaben erzählt haben. Ich war es

jedenfalls nicht gewesen, und auch Pedro, dem ich von der Mühle der Inka berichtet hatte, war schweigsam gewesen. Als Tim mir vorschlug, dass wir uns einfach französisch verabschieden sollten, natürlich unter Mitnahme der Schätze, würdigte ich ihm keine Antwort. Enttäuscht hatte er sich abgewendet, und ich beschloß auf der Hut zu sein. Noch war ich mir nicht sicher, ob ich Balaban darüber informieren sollte, wohl besser nicht, aber mit Mira wollte ich darüber sprechen. Doch diese glänzte heute durch ihre Abwesenheit.

Diese Gedanken gingen mir im Kopf herum als ich mich zur Ruhe legte. Bevor ich einschlief kam noch Pedro zu mir und meinte, dass Holt erst in vier Monden Geburtstag hätte. Er habe in Tims Sachen gestöbert und in dessen Reisepaß das Geburtsdatum gesehen. Eine merkwürdige Sache, weshalb dann die Feier?

*

Ich träumte. Auf einem Floß fuhr ich mit Tim und Pedro den Fluß hinunter. Verzweifelt versuchten wir das Boot ans Ufer zu bringen, aber die Strömung war zu stark. Wir trieben auf den Wasserfall zu. Angestrengt bediente ich das Ruder, doch das Ufer entfernte sich immer mehr.

„Wir sind zu schwer um das Boot zu steuern“, schrie jetzt Pedro. „Der Señor Holt muß vom Floß“. Dabei versuchte er, Tim ins schäumende Wasser zu stoßen. Sollte ich ihm helfen? Da tauchte plötzlich Mira auf und rief: „zu wem hilfst du, Petrolero?“

Jemand rüttelte mich unsanft aus dem Schlaf. Mira beugte sich über mich.

„Steh auf Petrolero“, stieß sie hervor. Noch nie hatte ich sie so aufgeregt gesehen. „Dein Freund ist fort. Er hat das Gold mitgenommen und Machuco. Wir müssen den beiden nach ...“

Mittlerweile war auch Pedro wach geworden und trat zu uns. Ich war wie vor den Kopf gestoßen und konnte nichts begreifen. Schlaftrunken rieb ich meinen Schädel, der gewaltig brummte.

„Er hat dir etwas in das Chichabier gemischt. Er wollte euch besoffen machen, damit ihr seine Flucht nicht merkt. Du hast nicht genug getrunken, so hat er mit einem Mittel nachgeholfen, das ihm Machuco gegeben hat“.

„Berichte uns, was geschehen ist“, brachte Pedro die Angelegenheit auf den Punkt.

„Unterwegs, amigos“, entgegnete Mira. „Wir dürfen keine Zeit verlieren und uns noch vor Sonnenaufgang auf die Verfolgung machen. Packt das Nötigste ein, ich bringe Vorräte zum Boot. *Huacho* – das war der Name des zweiten unserer beiden Indios – kommt mit uns. Ich erkläre euch alles Weitere auf der Fahrt“.

Das war ein Ding! Wir packten unsere Waffen, Munition und das Nötigste ein. Ein Blick in Tims Abteil zeigte, dass all seine Sachen verschwunden waren.

Wir verließen die Hütte und traten in eine wundervolle Vollmondnacht. Der schon tiefstehende Trabant kündigte den neuen Morgen an. Im Dorf schien alles zu schlafen. Ab und zu krächte ein einsamer Hahn. Sonst herrschte Stille. Wir eilten zum Ufer, wo Mira und Huacho damit beschäftigt waren, ein Kanu klar zu machen.

Schweigend legten wir ab. Die beiden Indios manövierten das Boot in die Flußmitte. Abermals starteten wir eine nächtliche Flußfahrt.

Ich blickte zurück auf die Hütte, die sich am Rand des Steilufers dunkel gegen den Nachthimmel abhob.

Damals ahnte ich nicht, dass ich das Cayumba-Dorf nie wieder sehen würde.

Am Tor zur Hölle

Wieder warf der Mondschein bizarre Schatten auf den Fluß. Wir lange war es her, dass wir mit dem Floß als Gefangene der Indios unterwegs waren? So vieles hatte sich in den paar Wochen ereignet. Ich hatte Balaban zum väterlichen Freund gewonnen, er hatte mir die Spuren der Inka gezeigt – und jetzt das.

„Hast du deinen Vater informiert?“ fiel mir jetzt die naheliegende Frage ein.

„Um Gottes Willen, nein“, entgegnete Mira. „Der Häuptling würde ausrasten und wer weiß was sonst mit mir machen. Ich will erst den Raub zurückbringen. Vielleicht fällt dann meine Strafe milder aus“.

Und dann erstatte Mira ihren Bericht. Mit gesenktem Kopf, schuldbewußt, aber keineswegs verzweifelt. Sie hatte sich in Tim verliebt, und auch er gab vor, sie zu lieben. Von Machuco hatte er erfahren, dass uns Balaban zur Gruft bei der Inka-Mühle geführt hatte. Machuco selbst war zwar noch nie in der Grabkammer gewesen – diese war für gewöhnliche Indios tabu – aber er wußte vom Gerücht

der goldenen Grabbeigaben. Dieser Bericht stachelte Tims Gier offenbar derart an, dass er Mira beschwor, ihn auch dorthin zu führen. Sie hatte dies für die heutige Nacht zugesagt. Er hatte vorgegeben, als Inka-Forscher großes Interesse an den Mumien zu haben. Wenn Mira ihn dabei nicht unterstützen würde, so liebte sie ihn nicht und er würde unverzüglich in die Zivilisation zurückkehren. Die alte Geschichte!

Um ihren Geliebten zu halten, hatte Mira schließlich seinem Drängen nachgegeben und ihm einen Besuch der Gruft für die heutige Nacht ermöglicht. Gemeinsam mit den beiden Indios nützten sie die Vollmondnacht aus und brachen gegen Mitternacht zur Mühle der Inka auf. Dort angelangt, blieb Huacho beim Boot zurück, während Mira, Tim und Machuco zur Grabkammer eilten.

Kaum dass sie aber in der Gruft angelangt waren und Tim die Gaben und andere Gerätschaften aus dem gelben Metall erblickte, zeigte er sein wahres Gesicht. Gemeinsam mit Machuco begann er die Schätze einzusammeln. Dass sie den Raub vorgeplant hatten, erkannte Mira daran, dass sie Säcke mit sich führten, in denen sie das Gold verstauten.

Natürlich habe Mira energisch protestiert, doch ohne Erfolg. Tim bot ihr an, mit ihm gemeinsam in die Zivilisation zu fliehen. Doch unter diesen Vorzeichen weigerte sie sich entschieden mit ihm zu kommen.

Hatte sie vielleicht zuvor doch damit geliebäugelt, mit Tim den Urwald zu verlassen, so waren ihr nun schlagartig die Augen aufgegangen. Und als sie schließlich Tim und Machuco am Rauben hindern wollte, hätte sie der eine festgehalten und der andere gefesselt.

Als die beiden soviel eingesackt hatten, dass sie es kaum tragen konnten, verließen sie die Grabkammer. Um die Mumien scherten sie sich keinen Deut. Mira blieb gefesselt vorm Eingang zur Grabkammer zurück, und wurde – als sie ihre Vorwürfe nicht einstellte – zusätzlich noch geknebelt. Dann holte Machuco seinen Gefährten das Boot, das sie flußabwärts trugen, um die Kaskaden zu passieren. Da es sich wieder um ein Rindenkanu handelte, das nur wenig wog, kamen die drei trotz der Säcke mit den goldenen Gerätschaften voran.

Mira blieb allein zurück. Eine Welt war in ihr zusammengebrochen. Sie nahm all ihre Kraft zusammen, um ihre Fesseln abzustreifen. Als ihr dies nach einiger Zeit zumindest mit dem Knebel gelungen war, tauchte plötzlich ein Indio wieder auf. Mira befürchtete schon das Schlimmste. Hatte sich Tim entschlossen, die Zeugin seines Raubes zu beseitigen? Doch nein, Huacho hatte sich besonnen und entschlossen, nicht mit Tim und seinem Stammesbruder Machuco zu fliehen. Rasch befreite er Mira und beide eilten zurück ins Dorf, um gemeinsam mit uns die Verfolgung aufzunehmen. –

Die Erklärung ihres Unglücks hatte Mira sichtlich aufgewühlt. Als sie geendet hatte, wandte sie sich ab und begann leise zu weinen. Tränen konnten nie schaden, aber als sie sich nicht beruhigte, legte ich meinen Arm sachte um ihre Schulter und drückte sie wortlos. Sie blickte mich an. Inzwischen graute der Tag und ich konnte ihren Gesichtsausdruck genau erkennen. Er hatte sich über all die Jahre, die seither vergangen sind, tief in mein Gedächtnis eingegraben. Es war eine seltsame Mischung tiefer Traurigkeit, bodenloser Enttäuschung und blanker Wut.

„Ich werde nicht ruhen, bis er tot ist. Das bin ich meiner Ehre schuldig. Und meinem Vater“.

Inzwischen waren wir bei der Remulina angekommen. Die ersten Sonnenstrahlen vergoldeten das tosende Gewässer. Dessen Rauschen kam mir vor wie das Requiem einer Liebe.

Pedro und Huacho hoben das Kanu aus dem Wasser und wir gingen zum bewußten Felsen, hinter dem die Grabkammer lag. Das Gebiet dahinter war Neuland für Pedro und mich. Der Pfad führte bergab und war wegen des Sprühwassers glitschig. Nach kurzer Zeit beruhigte sich das Tosen des Wassers und wir gelangten an eine Bucht, in der wir das Boot wieder zu Wasser lassen konnten.

Die Landschaft unterhalb des Wasserfalls hatte ihren Charakter komplett geändert. Vom Urwald kaum eine Spur mehr, nur einzelne höhere Bäume und Büsche säumten den Fluß. Das Flußbett wurde zu beiden Seiten von Felswänden begleitet, die ständig an Höhe zunahmen. Die weiße Gischt des Wassers deutete auf Felsblöcke, die unter der Wasseroberfläche lagen. Manche Klippen ragten gewaltig empor und erschwerten die Navigation.

Etwas später strömte der Fluß wieder zügig glatt dahin. Er wurde zunehmend schmaler, höchstens zehn Meter breit. Das Wasser mußte hier sehr tief sein.

Ich klapperte mit den Zähnen. War es wieder ein Fieberanfall? Oder die Aufregung der Jagd nach Tim Holt?

„Es ist kalt hier“, meinte Pedro, „Zeit dass die Sonne höher steigt“. Aber den Talgrund hier unten würde sie wohl erst gegen Mittag beleuchten.

Der Fluß schimmerte wunderbar. In der Morgendämmerung schien er aus sich selbst heraus zu leuchten. Wenn die Verfolgung nicht eine so ernste Sache gewesen wäre – die Fahrt wäre ein Genuß gewesen.

Die Stromschnellen hatten mittlerweile ganz aufgehört. „Das bleibt nicht lange so“, erklärte Mira. „Wir nähern uns der ‚Puerta al Infierno‘, dem Tor zur Hölle, wie es die Einheimischen nennen. Kein Boot kann es passieren. Die Schlucht wird dort ganz schmal, das Wasser schießt pfeilschnell durch einen engen Schlund und verschwindet tosend in der Tiefe. Wer nicht rechtzeitig an Land geht ist verloren. Ich hoffe nur, Machuco kennt hier den Fluß, sonst sind beide verloren ...“

„Du sorgst dich um sie?“ fragte ich erstaunt. „Um den Schatz und um meine Rache“, antwortete sie mit kaltem Blick. „Fällt Holt dem Fluß zum Opfer, kann ich mich nicht rächen“.

In der Ferne hob ein gewaltiges Tosen an. Es klang anders als flußaufwärts bei der Remulina de los Incas, lauter, dröhnender, furchtbarer! Ein Glucksen und Gurgeln setzte ein, der Fluß wirkte wie ein lebendiges, gefährliches Untier.

„Laßt uns an Land gehen, besser zu früh als nie“, meinte Pedro, und wir folgten seinem Rat. Es brauchte einige Zeit, bis wir eine Stelle fanden, wo eine schmale Geröllbank eine Landung ermöglichte. Die Wände gegenüber waren glatt und steil, dass dort ein Fortkommen unmöglich schien. „Nur hier am östlichen Ufer besteht eine Chance. Entweder sind die Verfolgten auch hier gestrandet oder sie sind tot. Durch den Schlund da vorne kommt keiner lebendig“, erklärte Mira.

Überraschenderweise zeigte sich oberhalb unserer Landungsstelle ein schmaler, aber deutlich erkennbarer Pfad. Als ich mich darüber verwundert zeigte,

erklärte Mira: „Eine Inkastraße. Sie verbindet das Gebiet unseres Volkes mit jenem der nördlichen Stämme“.

Und in der Tat erkannten wir an mehreren Stellen behauene Stufen. In diesen Regionen hatten uns die Inka derartige Wege angelegt. Die Bezeichnung ‚Straße‘ ist dabei unpassend. Es handelt sich dabei vielmehr um Pfade, auf denen Fußgänger in den Bergregionen auch Lamas unterwegs waren. Sie dienten hauptsächlich für Militärtransporte und laufende Boten, durch welche den Inkaherrschern schnell Nachrichten aus allen Gebieten ihres Reiches übermittelt wurden.

Schon nach kurzer Zeit führte der Pfad am Rande der Schlucht nach oben, um das Höllentor großräumig zu umgehen. Obwohl der Weg nie besonders steil war, überwand er doch in geschickt angelegten Serpentinaen einen beträchtlichen Höhenunterschied.

Tief unter uns, wo die Felsen zusammentraten und senkrecht ins Wasser stürzten, vermuteten wir das Felsentor und den Schlund in die Tiefe. Das tosende Geräusch klang von hier oben nur noch schwach aber nicht minder grausig.

Die mittlerweile schon hochstehende Sonne verbreitete eine schweißtreibende Hitze. Selbst die beiden Indios, die das mörderische Klima von klein auf gewöhnt waren, litten darunter. Sie hatten aber auch das Kanu mit zu schleppen. Keine Kleinigkeit auf dem nach oben strebenden, kurvenreichen Pfad mit vielen Stufen. Ich war froh, als ‚Genesender‘ von der Schufterei befreit zu sein. Mein Kopf glühte, wobei nicht klar war, ob von der prallen Sonne oder von einem neuerlichen Fieberschub.

Schließlich erreichten wir ein kleines Plateau, an dem wir rasteten. Die Aussicht war schlechthin spektakulär. Zur linken Hand gähnte die Tiefe, der Fluß war – wenn überhaupt – nur noch als ganz schmales Band in der Tiefe wahrzunehmen. Der Charakter der Gegend hatte sich drastisch geändert. Vom feucht-schwülen Regenwald waren wir in staubtrockene Gefilde vorgedrungen. Außer dornigem Gestrüpp war der Boden vegetationslos.

Mira hatte vorausschauend einige Flaschenkürbisse mit Wasser mitgenommen, sodass wir unseren Durst stillen konnten. Ich verpaßte mir eine Dosis Chinin und genoß erschöpft die kurze Pause.

Am Nachmittag ging es dann stundenlang bergab. Durch das Boot gestaltete sich der Abstieg noch langsamer als der Aufstieg.

„Bei diesem Tempo haben wir keine Chance, die beiden Verfolgten einzuholen“, meinte Pedro.

„Sie haben einen Vorsprung von gut vier Stunden“, fügte Mira hinzu. „Zweit können sie das Kanu allerdings nicht tragen, wollen sie nicht einen Teil des Goldes zurücklassen“.

„Letzteres wird Tim nicht tun, da ist er viel zu gierig. Vermutlich hat er das Boot aufgegeben. Sobald wir wieder den Fluß erreichen, sind wir ihnen über“, fügte ich hinzu.

Mira wiegte zweifelnd den Kopf. „Es kann aber auch anders kommen. Vor uns liegt das Gebiet *Urubus*. Sie sind Feinde der Cayumbas. Und sie sind Kopffäger. Vielleicht haben sie Tim und Machuco schon den Kopf abgeschnitten ...“

Das waren ja schöne Aussichten.

Die Nacht am Fluß

Als wir kurz vor Sonnenuntergang wieder den Fluß erreichten, erwartete uns dort eine Überraschung. Die Strömung hatte hier eine teichartige Ausbuchtung geschaffen, einen richtigen großen Hafen. Und in der Mitte trieb, in einem Strudel, kieloben, ein Kanu. Als wir es an Land brachten, stellte sich heraus, dass es sich um jenes Boot handelte, in welchem Tim und sein Indio geflüchtet waren. Aber wo waren sie? In der hereinbrechenden Dämmerung konnten wir keine Spur von ihnen entdecken.

Da uns die ganze Sache nicht recht geheuer erschien, beschlossen wir, am Ufer ein Stück flußaufwärts zurückzugehen. Weit war das nicht möglich, da bald hohe Felsen das Weiterkommen versperrten.

Dort schlugen wir unser Lager auf. Nach einem erfrischenden Bad im Fluß und einer warmen Mahlzeit erwachten wieder die Lebensgeister. Groß und rund ging der noch volle Mond übern Fluß auf. Von all den Nächten, die ich in Lateinamerika erlebt habe, war dies eine der romantischsten. Alle Betrübnisse und Sorgen glitten vor mir ab, was scherte mich Tims Gier, das Gold, die Stromschnellen, die Urubus.

Der Fluß plätscherte geheimnisvoll, tauchte aus der Dunkelheit auf, um gleich danach zu verschwinden. ‚Wie das menschliche Schicksal‘, dachte ich. ‚Wir kommen aus dem Nichts, verweilen eine kurze Zeit auf dieser Welt und ergießen

uns in die Ewigkeit. Eigentlich besteht das ganze Leben aus Flucht und Verfolgung. Hatte der Buddhismus nicht recht, wenn er den Verzicht auf alle irdischen Wünsche auf dem Weg ins Nirwana predigt ...‘

Diese und ähnliche Gedanken kamen mir, als ich am Flußufer lagerte. Das Feuer, auf dem wir unsere Mahlzeit zubereitet hatten, war längst gelöscht. Wir wollten die Urubus, falls sie in der Nähe waren, nicht unnötig anlocken. Es war angenehm warm, nicht so feucht-schwül wie im Dschungel. Keine Moskitos umschwirrten uns wie es im Dschungel der Fall gewesen war. Pedro saß etwas oberhalb auf einem Felsblock. Er hielt Wache, während Huacho schlief.

Ein Paradies, und Mira war die Göttin darin. Erst jetzt wurde mir bewußt, dass sie mich unverwandt beobachtete. Das Mondlicht übergöß ihr Gesicht, das in schier ätherischer Schönheit erglänzte.

„Ich kann deine Gedanken lesen, wie in einem offenen Buch“, flüsterte sie. „Ich fühle, dass du mich magst. Und ich dummes Ding habe mich einem Unwürdigen an den Hals geworfen. Warum tut man immer das Falsche?“

„*Asi es la vida*²²“, antwortete ich. „Und wenn wir schon so offen miteinander sprechen: Hat dein Vater mit dir über uns beide gesprochen?“

„Ja, das hat er. Und was hast du ihm geantwortet, als er dich einlud, bei uns zu bleiben?“ sagte Mira kaum hörbar.

²² Spanisch: ‚So ist das Leben‘

„Ich bin mir keineswegs gewiß“, entgegnete ich nach einer Minute des Schweigens. „Auf der einen Seite all die Errungenschaften der Zivilisation und Kultur, auf die ich im Urwald verzichten müßte. Andererseits die unberührte Natur, Abende wie dieser ... mit dir ...“

„Ich fühle mich wie vor einer Waage mit dem Für und Wider auf den beiden Schalen. Noch befindet sich der Waagebalken im Gleichgewicht ...“, ergänzte ich flüsternd.

Mira rückte näher zu mir. Ihr Gesicht war ganz nahe bei meinem. Ich nahm es in meine Hände. Ein wundersamer Moment, bei dem wir uns tief in die Augen blickten. Sie schloß die ihren und neigte ihren Kopf zur Seite, sodass er im Dunkeln lag.

Unsere Lippen trafen sich.

*

Am nächsten Morgen untersuchten wir das Boot und das Ufer, vor dem es getrieben war. Im Kanu steckte ein kurzer Pfeil. „Vergiftet“, meinte Pedro lapidar, als er ihn vorsichtig untersucht hatte. Am Ufer fanden sich auch Spuren eines Kampfes. Mehrere Patronenhülsen bewiesen, dass sich Tim und Machuco wohl ihrer Haut gewehrt hatten.

„Der Pfeil stammt von den Urubus, wie die Fiederung beweist“, erklärte Mira. „Die beiden tragen noch ihre Köpfe, sonst würden sich hier zumindest geringe Blutspuren finden. Ich schätze, die Indios haben die beiden in ihr Dorf gebracht“.

„Dann sind sie verloren, auch für uns. Und der Goldschatz ebenso“, stellte Pedro erbost fest.

„Nicht notwendigerweise“, erwiderte Mira. „Wir werden ihnen ins Dorf folgen und unser Glück dort versuchen“.

Huacho stieß einen Schreckenslaut aus, hob die Hände gegen den Himmel und stieß ein paar abgehackte Sätze hervor. Pedro, der sich schon ein paar Brocken der Cayumba-Sprache angeeignet hatte, übersetzte: „Er meint, dass wir dann unweigerlich unsere Köpfe verlieren werden“.

„Laßt mich nur machen. Als Schamanin meines Stammes bin ich tabu für alle Indios, und meine Begleiter ebenso – das ist ein ungeschriebenes, aber allgemein gültiges Gesetz im Urwald“.

So machten wir uns unter Zurücklassung der beiden Kanus auf den Weg. Da Huacho nicht zum Mitgehen zu bewegen war, blieb er zur Bewachung der Boote zurück. Mira war sich einigermaßen sicher über die Richtung, die es einzuschlagen galt. Als kleines Mädchen war sie mit ihrer Mutter, der damaligen Schamanin, schon einmal im Dorf der Urubus gewesen.

Natürlich ließen wir auf unseren Marsch die nötige Vorsicht walten. Wir hatten unsere Schußwaffen im Anschlag, spähten aufmerksam umher und trachteten uns gegenseitig zu sichern.

Unsere Route führte zuerst durch eine Art Savanne, ein trockenes Grasland, von einzelnen Baumgruppen und Büschen bestanden. Überall lagen Felsblöcke verstreut herum, hinter denen uns feindliche Indios auflauern konnten. Das Terrain erinnerte eher an die Abhänge der *Cordillera Oriental* als an eine

Urwaldregion. Der Weg, von dem nur ab und zu schwache Pfadspuren erkennbar waren, führte ständig bergauf, zunächst nur allmählich, später dann steiler.

Gegen Mittag erreichten wir eine Art Paßhöhe, welche den Blick auf eine bewaldete Tiefebene freigab. Es ging wieder steil bergab, und bald verdichtete sich der Baumbestand. Nur ein paarmal bin ich auf meinen Reisen in Gegenden gelangt, in denen sich Trockenheit mit Grünland so unmittelbar abwechselten. Innerhalb weniger hundert Meter war die Steppenlandschaft tropischer Vegetation gewichen. Wir standen wieder am Rande des Regenwaldes. Erstes Anzeichen hierfür war eine Quelle, an der wir unseren Durst stillen konnten.

Als wir weitergingen, machten wir eine grausige Entdeckung. Am Ast eines großen Baumes hing, direkt über unseren Weg an einer Liane baumelnd, eine menschliche Gestalt. Beim Näherkommen bemerkten wir, dass es sich um den Torso eines Leichnams handelte. Dem Unglücklichen fehlte der Kopf, und er war verkehrt aufgehängt worden.

„Eine Warnung der Kopfjäger, wie grauenhaft“, verkündete Pedro und sah sich suchend um – so, als fürchte er, der Nächste zu sein.

„Es ist Machuco“, meinte Mira nachdem Pedro den Leichnam vom Strick abgeschnitten hatte. „Er hat seine gerechte Strafe erlitten, aber wir wollen ihn dennoch begraben“.

„Das Gold bringt niemanden Glück. Das war schon bei den *Pizarros*²³ so und ist so geblieben“, stellte Mira leidenschaftslos fest.

²³ Gemeint waren damit die spanischen Konquistadoren des 16. Jahrhunderts.

„Ich glaube, es handelt sich tatsächlich um eine Art Warnung“, versuchte ich die Situation zu erklären: „Tim und Machuco könnten den Urubus erzählt haben, dass ihnen jemand folgt – vermutlich um die Indios einzuschüchtern. Doch die Wirkung war offensichtlich fatal.“

„Ich werde die Warnung nicht in den Wind schlagen“, verkündete Mira und brachte aus ihrer Tasche einen seltsamen Umhang zum Vorschein. Er war mit allerlei Zierrat versehen. Ich konnte Schlangenköpfe, Krokodilzähne, Jaguarkrallen, Papageienfedern und Perlen erkennen.

„Dieser Mantel wird mich schützen“, erklärte sie. „Schamanen sind überall bei den Indios tabu, auch Feinde vergreifen sich nicht an ihnen“. Sie legte den Umhang an und setzte dazu eine Krone aus langen, bunten Federn auf. In ihrem Kostüm wirkte sie auf mich zwar nicht furchterregend, aber doch alles andere als lächerlich. Wohl möglich, dass die Urubus Respekt vor ihrer Erscheinung hatten.

„Es wird heiß werden unter dem Mantel, aber besser transpirieren als den Kopf verlieren“, verlor Mira nicht ihre Laune.

Ich konnte meinen Blick nicht von der Leiche Machucos wenden. Der Torso mit dem blutigen Strunk des Halses bot ein grausiges Bild. Mir wurde speiübel und ich mußte mich übergeben. Ächzend sank ich im Schatten des Galgenbaumes nieder. Teilnahmslos sah ich zu, wie Pedro und Mira Steine um den Leichnam aufschichteten. Da wir keinen Spaten mitführten, konnte ihm kein anderes Grab bereitet werden.

Wenn uns die Urubus erwischten, würde uns wohl dasselbe Schicksal drohen. Ein eisiger Schauer rieselte mir den Rücken hinunter. Mein Kopf dröhnte. Abwechselnd wurde mir heiß und kalt.

„Der Petrolero hat Schüttelfrost“, hörte ich Pedro wie durch Watte sagen.
„Mit diesem Fieberanfall kann er nicht weiter. Wir müssen hier bleiben“.

„Ich werde allein weitergehen. Mir werden die Urubus nichts tun, aber das muß nicht für euch gelten. Pedro bleibt bei dir, Petrolero“, hörte ich Mira wie aus weiter Ferne noch sagen. Dann versank ich in einem Abgrund.

Am Feuer der Ewigkeit

In der Folge gebe ich wieder, was Mira erlebte, während ich im Fieberschub bewußtlos darniederlag. Angetan mit dem Schamanenkostüm und unter Zurücklassung ihres Gepäcks machte sie sich auf den Weiterweg. Sie trug auch keine Waffen – als Priesterin und Medizinfrau wäre das sicher unangebracht gewesen.

Sie war noch nicht lange gegangen, als sie die nächste Warnung erreichte. Sie vernahm das Surren eines Pfeiles, der zitternd im Stamm eines Baumes vor ihr stecken blieb. Gleich darauf schwirrten zwei weitere kurze Pfeile knapp an ihr vorbei und bohrten sich neben den ersten.

„Die Warnung mit den drei Pfeilen, die ihr den Weiterweg untersagen sollten“, erkannte Mira. Aber sie war darauf vorbereitet. Mit lauter Stimme begann sie einen monotonen Gesang, der die Götter beschwören sollte. Dabei tanzte sie mit seltsamen Gebärden in einem kleinen Kreis herum.

Danach setzte sie unter Beibehaltung rhythmischer Bewegung ihren Weg fort. Nichts geschah. Offenbar hatte ihr Ritual die Wächter der Urubus abgehalten, sie weiter mit Giftpfeilen zu beschießen und sei es auch nur zur Warnung.

Nach kurzer Zeit lichtete sich der Wald. An der Einmündung des Pfades standen mehrere Stangen, an deren Enden präparierte Köpfe staken. Im Hintergrund konnte man die Hütten des Dorfes der Kopfjäger erkennen.

In der Mitte der Lichtung standen drei Indios. Der mittlere von ihnen trug einen ähnlichen Umhang wie Mira, jedoch einen anders gearteten Kopfschmuck in Form eines Jaguarkopfes. Mit seinen geöffneten Maul und den bleckenden Zähnen machte er einen grimmigen Eindruck.

Mira näherte sich jedoch dem Schamanen der Urubus, die sie offenbar mit seinen Gehilfen vom Dorf erwartete. Ihr war wohl bewußt, dass ihr Schicksal vom ersten Eindruck abhing, den sie auf die Urubus machte. Nun kamen ihr die Erfahrungen, die sie beim Besuch von Nachbarstämmen in Begleitung ihrer Mutter gemacht hatte, zugute. Das Begrüßungsritual, das es bei der Begegnung von Schamanen verschiedener Stämme einzuhalten galt, war ihr wohl vertraut. Alles Weitere hing nun wohl davon ab, ob sie der Schamane als lästige Konkurrenz empfand, die es besser auszuschalten galt oder ob seine Neugier samt der Hoffnung auf den Austausch von Heilpraktiken überwog.

Bei dieser Begegnung war glücklicherweise letzteres der Fall. Und da die Sprachen der Stämme zwar verschieden waren, aber doch Gemeinsamkeiten enthielten, konnten sich die beiden verständigen.

Mira bat, zum Stammesführer geführt zu werden, was auch prompt geschah. Das Dorf der Urubus sah ganz ähnlich aus wie jenes der Cayumbas. Der

Häuptling erwartete sie vor seiner Hütte in der Mitte des Dorfes. Seine Kleidung schien weniger prächtig, als jene des Schamanen – möglicherweise ein Zeichen, das dieser das Sagen hatte.

Der Stammesführer empfing Mira mit finsterem Gesicht. Er herrschte sie an, dass sie nichts im Territorium der Urubus zu suchen hätte. Nur ihre Funktion als Schamanin schütze sie vor ihrer unmittelbaren Enthauptung.

Die Miene des Häuptlings hellte sich aber auf, als ihm Mira die Grüße ihres Vaters überbrachte. Die Urubus hatten viel von Señor del Bosque gehört und dass sein Regime den Cayumbas viele Vorteile gebracht hatten. Als Balabans Tochter hatte Mira, neben ihren Schamanenamt, einen weiteren Bonus.

Doch der sollte sich schnell erschöpfen, als Mira auf den Zweck ihres Hierseins zu sprechen kam.

„Ihr habt einen Gringo unten am Fluß gefangen. Er war Gefangener der Cayumbas und ist geflohen. Gib ihn heraus“, forderte Mira. Ihr war bewußt, dass jedes Bitten als Schwäche ausgelegt würde und Entschiedenheit angebracht war.

„Der Gringo hat auf unserem Gebiet drei unserer Krieger getötet“, entgegnete der Häuptling. „Er wird den Feuertod sterben und dann werden wir ihm, so wie schon seinem Begleiter, den Kopf abschneiden“. Mira erkannte, dass sie mit ihrer Forderung auf Granit stieß. Sie hatte auch nichts anderes erwartet – es war ein ungeschriebenes Gesetz des Waldes und die Cayumbas hätten in der Situation genauso gehandelt.

„Der Gringo hat unsere Schätze geraubt, gebt sie zurück, sie gehören uns“, wandte sich Mira nun mit ihrem zweiten Anliegen an die beiden Urubus.

„Der Eindringling hat keine Schätze mit sich geführt. Er und sein Begleiter haben nur ihre Rucksäcke mit sich geführt, sonst nichts. Die Packen kannst du haben, sie sind für uns wertlos. Die Waffen des Gringos werden wir als Beute behalten“.

Damit war Mira vom Häuptling entlassen. Nicht jedoch vom Schamanen. Der lud sie in die Hütte ein und die beiden hatten ein langes Gespräch, sozusagen unter Kollegen. Mira wurde verköstigt und unterhielt sich angeregt, dass sie fast den Grund ihres Hierseins vergaß. Als sie den Schamanen nochmals über das geraubte Gold ansprach, blieb der dabei, dass die beiden keines mit sich geführt hatten.

Gegen Sonnenuntergang ertönten dumpfe Trommelklänge, in die sich Stimmengewirr mischte.

„Du bist über Nacht Gast in meiner Hütte“, meinte der Schamane. „Jetzt aber sollst du mit mir kommen. Wenn der Gringo stirbt, wirst du deine Rache haben und kannst deinen Vater berichten, wie die Urubus ihre Feinde bestrafen“.

Als sie aus der Hütte traten, hatten sich am Platz davor die Dorfbewohner versammelt. In der Mitte war ein Holzgerüst aufgebaut, an dem eine Menge Holz und Reisig lag. Und am Holzgerüst hing gefesselt – Tim Holt!

So mußte Mira ihn also wiedersehen. Er hatte den Kopf apathisch gesenkt und schien sich mit seinem Schicksal abgefunden zu haben. Von Mira nahm er keine Notiz, hätte sie wohl in ihrem Aufzug gar nicht erkannt.

Der Schamane der Urubus entzündete den Scheiterhaufen. Der war so angeordnet, dass die Flammen erst langsam den Körper des Delinquenten erreichten. Als er die Hitze spürte, begann er laut zu schreien. Mit schrillen Lauten brüllte er um Gnade.

Mira konnte dem Schauspiel nicht mehr zusehen. Sie bat den Häuptling, ein paar Worte mit dem Verurteilten sprechen zu dürfen. Der blickte auf den Schamanen. Als dieser nickte, trat Mira zu Tim Holt.

Als dieser sie erkannte, blieb ihm sein Geschrei im Halse stecken.

„Mira, meine liebe Mira, du mußt mir helfen. Das alles war ein Mißverständnis, ich werde es dir erklären. Aber rette mich – bring mich von diesen fürchterlichen Zaun herunter ...“

Mit weit aufgerissenen blutunterlaufenen Augen, in denen sich die Todesangst spiegelte, starrte Tim die Schamanin an.

„Diesen wimmernden Feigling hatte sie einmal geliebt“, durchzuckte es Mira. Jetzt hatte sie nur noch Mitleid mit der leidenden Kreatur. Ein tiefes Gefühl durchflutete sie. Sie mußte ihm helfen!

„Sei ein Mann, Tim Holt. Du mußt sterben - dein Tod ist beschlossene Sache. Die Urubus lassen dich nicht mehr vom Zaun. Aber ich kann deine Schmerzen erleichtern, du wirst das Feuer nicht spüren, wenn ich dir das gebe“.

Dabei langte sie mit ihrer Hand zu seinem Gesicht und tat so als ob sie den Schweiß von seiner Stirn wischen wollte, der dort in dicken Perlen stand. Gleichzeitig flüsterte sie „Öffne deinen Mund“. Und als er dies tat, streute sie einige Körner eines Pulvers auf seine Zunge.

„Sag mir, wo das Gold ist“, fragte sie ihn mit leiser Stimme, die kaum das Knacken der Zweige im Feuer übertönte. Denn mittlerweile züngelten die Flammen hoch und begannen langsam unerträgliche Hitze zu verbreiten. Wäre das Holz nicht feucht gewesen, was durch die enorme Rauchentwicklung unterstrichen wurde, so wäre der Scheiterhaufen längst in Flammen gestanden.

„Das Gold haben mir die verdammten Indios abgenommen“, entgegnete Tim mit schwacher Stimme. „Und du binde mich endlich los“.

Als Mira den Kopf schüttelte, begann er gräulich zu fluchen. Mira, die sich den Abschied anders vorgestellt hatte, trat zurück. Sie hatte getan, was sie tun konnte. Und als dann die Flammen hochschlugen, durchdrang kein Schmerzenslaut mehr die Rauchschwaden. Das Pulver hatte seine Wirkung getan.

Als die Indios sicher waren, dass Tim den Feuertod gestorben war, löschten sie die Flammen und nahmen ihm vom Gerüst.

Viel mehr bleibt nicht zu berichten. Vom Angebot, die Nacht im Dorf zu verbringen, machte sie keinen Gebrauch. Sie wollte nicht Zeuge von Holts Enthauptung sein. Mira schulterte Tims Rucksack, den ihr der Schamane, wie angekündigt, übergeben hatte. Sie kannte den Weg und brach in die Nacht auf. Gegen Mitternacht, als längst der Mond ihr Fortkommen erleichterte, langte sie bei uns an.

Mira, die sich um mich Sorgen gemacht hatte, weckte mich, und verabreichte mir jene Medizin, die mir schon früher geholfen hatte. Zusammen mit dem Chinin brachte mich diese Behandlung am Morgen einigermaßen wieder auf Trab. An ihre nächtliche Ankunft und Hilfe erinnerte ich mich nicht mehr.

„Ich fürchte nur, dass die Fieberschübe jetzt in immer kürzeren Intervallen wiederkehren“, sorgte sich Pedro.

„Ja, er muß unbedingt in ein Gringo-Spital“, meinte Mira. „Dies scheint ein besonders schweres Fieber zu sein, gegen das meine Mittel auf Dauer wirkungslos bleiben. Schauen wir, dass wir möglichst bald den Fluß erreichen“.

Doch infolge meiner Schwäche kamen wir nur langsam voran. Für den Rückweg zum Fluß brauchten wir doppelt so lang als am Tag zuvor.

Pedro fürchtete eine Verfolgung durch die Urubus. Doch Mira schüttelte den Kopf und sollte Recht behalten.

Als wir Mira über die Geschehnisse bei den Urubus befragten, schüttelte sie nur den Kopf und vertröstete uns auf später.

Erst als wir gegen Abend am Fluß ankamen und von Huacho freudig empfangen wurden, klärte sie uns über Tim Holts Schicksal auf.

Ihr knapper Bericht erschütterte uns. Lange schwiegen wir, Mira hatte durch ihren Mut den Tod von Tim erleichtert. Was war sie nur für eine einzigartige Persönlichkeit, trotz ihrer Jugend. Und viel zu bald würden wir uns trennen müssen. Denn das ich die Fußmärsche flußaufwärts bei meinem Zustand

nicht schaffen konnte, das war mittlerweile klar. Schon der vergleichsweise kurze Rückmarsch zum Fluß hatte mir das Letzte abverlangt.

„Und was ist mit dem Gold? Wenn du ohne dem zurückkommst, wird dein Vater ärgerlich sein“, stellte Pedro die wesentliche Frage.

„Entweder haben es die Urubus“, entgegnete Mira. „Ich glaube aber nicht, dass mich der Schamane belogen hat. Oder – was ich mittlerweile für naheliegender erachte – Tim und Machuco haben es vor dem Höllentor irgendwo versteckt. Natürlich könnten sie es über den Pfad geschleppt haben, aber das denke ich nicht. Sie konnten sich ausrechnen, dass sie verfolgt werden würden und wollten raschest möglich weiterkommen“.

„Jetzt besteht keine Gefahr mehr, dass es von den Räufern geholt wird“, fügte ich hinzu. „Und du und Machuco könnt in Ruhe suchen. Wenn ihr in der Nähe der Ausschiffungsstelle beginnt, und systematisch Kreise zieht, werdet ihr es finden – falls es nicht doch die Urubus haben“.

Mira hatte Tims Habseligkeiten mit sich gebracht. Als wir den Rucksack ausleerten, fiel uns dabei ein schmutziger Lappen in die Hände. Ich wollte ihn schon wegwerfen, als Mira feststellte, dass er irgendetwas umhüllte. Als wir das Tuch zurückschlugen lag die Kette vor uns. Zu all den Wirrnissen hatte ich längst darauf vergessen.

„Pucas Kette“, erkannte die sofort. „Es gibt ja nur drei davon: meine hier, die meines Vaters und mein Bruder trug die dritte. Du kennst die Kette?“ Verstört und ahnungsvoll sah sie uns an. Ich nickte.

Was blieb mir anderes übrig, als ihr reinen Wein einzuschenken. Auch wenn meine Rolle dabei, gelinde gesagt, fragwürdig war.

Mira war am Boden zerstört. Sie senkte den Blick und schwieg minutenlang. Als sie aufblickte, schlug mir Enttäuschung entgegen.

„Weshalb hast du uns nicht gesagt, dass Tim meinen Bruder auf dem Gewissen hat?“ Ihre Frage war naheliegend und berechtigt. Was sollte ich ihr entgegen?

„Einen Freund verraten? Hättest du das getan?“ „Jedenfalls wäre mir und uns allen dann viel erspart geblieben“, antwortete sie.

„Hättest du es damals nicht meiner Eifersucht zugeschrieben, wenn ich Tim angeschwärzt hätte?“ fragte ich sie.

„Vielleicht, aber weshalb hast du dich nicht von den Mördern getrennt, als dir Pedro berichtet hatte, was er von Jacinto erfahren hatte? Und weshalb hast du mich nicht nach unserer nächtlichen Floßfahrt beiseite genommen ...?“

Dem war nichts hinzuzufügen.

Ich reichte ihr die Kette. „Bring sie deinem Vater zurück. Der Señor wird recht enttäuscht sein von mir“.

„No, Petrolero behalte du sie. Ich werde ihm nichts davon sagen. Er hat dich ins Herz geschlossen und so soll es bleiben. Ich übrigens auch, auch wenn ich dein Verhalten von damals nicht verstehe ...“

In den Stromschnellen

Am nächsten Morgen nahte der Abschied. Von all den Menschen, die ich in Südamerika kennengelernt habe, ist mir Mira am liebsten gewesen. Ich war damals verliebt in die Tochter Balabans und sie wohl auch ein wenig in mich. Es hätte mehr daraus werden können. Es hat nicht sein sollen.

Wenn mich Balaban nach jener Zaubernacht am Fluß vor unserem Aufbruch zu den Urubus nochmals eingeladen hätte, bei den Cayumbas zu bleiben – ich hätte wohl anders entschieden.

Dann war es soweit.

Mira und ich schauten uns tief in die Augen. Keine Umarmung, aber auch keine übertriebene Traurigkeit. Kein Versprechen wiederzukommen. Waren doch die Aussichten auf ein Wiedersehen nicht hoch zu veranschlagen. Doch im Inneren habe ich mir damals ganz fest vorgenommen, wieder zu den Cayumbas zurückzukehren, zum treuen Huacho, zu Balaban, dem Herrn des Waldes, der soviel für sein Volk getan hatte, und zu Mira, die auf schwarz anstelle von rot gesetzt hatte. Das Leben ist ein Spiel und letztlich haben wir die schlechteren Karten gegenüber der Bank ...

Pedro und ich stiegen ins Boot.

„Grüße mir deinen Vater, und sag ihm, es tut mir leid, dass ich nicht mit dir zurückkehre“.

„Mache ich“, kämpfte Mira tapfer gegen die Tränen. „Er wird dich vermissen“.

„Und ich auch ...“. Das war das letzte, was ich von Mira hörte.

*

Zunächst war die Strömung glatt und ausreichend stark, sodass wir ohne Rudern gut vorankamen. Abend legten wir an einer Sandbank an, kochten ab und legten uns bald zur Ruhe. Es wollte keine rechte Unterhaltung aufkommen. Noch waren wir mit der Verarbeitung der vergangenen Ereignisse beschäftigt. Als später der Mond aufging, erinnerte ich mich wehmütig an die vorgestrige Nacht am Fluß.

Im Nachhinein muß ich sagen, dass dies die letzten angenehmen Stunden auf unserer Reise waren.

Am nächsten Morgen hatte ich wieder Fieber. Der Chininvorrat war aufgebraucht, und auch das Pflanzenextrakt, das mir Mira vorsorglich zugesteckt hatte, zeigte kaum noch Wirkung.

Zu all dem begannen jetzt die Stromschnellen. Felsbarren versperrten den Fluß, an denen das Flußwasser in weißer Gischt zerstob. Mehrere Male mußten wir das Boot aus dem Wasser nehmen und um die Hindernisse tragen. Unter normalen Umständen hätte dies kein Problem dargestellt. Aber das Fieber hatte mich inzwischen derart geschwächt, dass ich Pedro dabei kaum zur Seite stehen konnte.

Auch beim Rudern in den *malos pasos*²⁴ konnte ich ihn kaum unterstützen. Wir wurden von dem Wasserwirbeln herumgeschleudert, prallten an Felsen an, sodass ich meinte, jeden Augenblick würde das Kanu in Stücke zerbrechen. Jedoch immer wieder kamen wir durch. Möglicherweise war es genau die Leichtbauweise, die uns half, durch die wirbelnden Fluten zu kommen.

Gegen Abend trafen wir zum ersten Mal nach langem wieder auf zivilisierte Indios. Zwei Halbwüchsige fischten in einem Boot in Ufernähe. Dahinter erhoben sich einige armselige Hütten. Sie sahen uns an wie Gespenster. Als wir näherkamen, fragten sie uns, ob wir tatsächlich von oben vom Fluß kamen. Als wir bejahten, bekreuzigten sie sich.

Neben der spanischen Sprache, in der wie uns unterhielten, bewies der Gebrauch von Geld, dass wir uns wieder am Rande der Zivilisation befanden. Für ein paar Centavos erwarben wir eine Ladung Fische, die uns am Abend am Feuer köstlich mundeten. Da wir auch einen gewaltigen Kürbis mit Masato eingekauft hatten, konnten wir den Wiedereintritt in die Zivilisation gebührend feiern.

„Morgen kommt noch ein malo paso, nach Auskunft der Indios der schlimmste von allen“, unkte Pedro. „Aber vermutlich kennen sie die oberen gar nicht, da sie kaum je weiter flußaufwärts gekommen sind“, schwächte er dann aber gleich ab.

Kurz nach unserem Aufbruch am nächsten Morgen fuhren wie in den angekündigten malo paso ein. Dessen Tore kündigten sich schon lange vorher an. Die Wassermassen schossen über eine riesige Felsbarriere. Als wir erkannten, wie gefährlich die Passage zu werden schien, versuchten wir ans Ufer zu rudern, um

²⁴ Stromschnellen

die Stelle per pedes zu umgehen. Doch schon hatte uns die Strömung gepackt und in die gischtenden Fluten herumgerissen.

Zum Glück ging es mir heute wieder etwas besser, sodass ich Pedro beim Manövrieren unterstützen konnte. Rasch rotierende Wirbel von mehr als zehn, fünfzehn Meter Durchmesser drehten uns mit unglaublicher Wucht im Kreis. Daneben drehte sich unser Boot um sich selbst, und wir mußten darauf achten, in diesem Getöse nicht zu kentern. Das unaufhörlich um die Trichter der Wirbel rasende Wasser brachte seltsam klingende Töne hervor, die sich wie ein gurgelndes Röcheln anhörte.

Ich konnte nicht abschätzen wie lange wir im Kreis der Stromschnelle herumfahren, endlos, immer wieder zum Ausgangspunkt zurückkehrend. Aber es muß wohl mehr als eine Stunde gewesen sein. Meine Kräfte erlahmten, und ich begann die Hoffnung zu verlieren.

„*Carajo*²⁵“, fluchte Pedro, „das kann nicht so weitergehen“. Und er richtete sich im Boot auf, um sich von einem vorbeischießenden Felsblock mit dem Ruder abzustößen. Dann geschahen drei Dinge nahezu gleichzeitig. Zunächst zersplitterte das Ruder wie ein Zündholz. Durch den Schwung wurde das Boot vom Wirbel erlöst und in die Gegenströmung gestoßen. Dann – ich wußte nicht wie es geschah – stürzte Pedro über Bord und verschwand augenblicklich in den kochenden Fluten. Ich versuchte mit meinem Ruder das Kanu gegenzusteuern, um es an der Stelle zu halten, wo ich nach Pedro Ausschau hielt. Aber eher hätte man eine entkorkte Champagnerflasche wieder schließen können, als das Boot stoppen.

²⁵ spanischer Fluch

„Aus, vorbei“, schoß es mir durch den Kopf. „Ich habe meinen besten Freund verloren, der mir immer treu zur Seite gestanden ist ...“

Doch dann sah ich etwas Dunkles direkt neben dem Kanu auftauchen. Ein Griff in die tosende Gischt, eine schier unmenschliche Anstrengung – und es war mir gelungen Pedro über den Bootsrand zu hieven. Er schlug die Augen auf, kotzte Unmengen von Wasser und stieß dann einen lauten Schmerzenslaut aus. Ich konnte mich aber nicht um ihn kümmern, da ich darauf achten mußte, das Kanu durch die Wellen zu manövrieren. Mit viel Mühe und Glück gelang mir das. Es schien, als sei der Flußgott mit dem einen Opfer zufrieden gestellt.

Der malo paso war passiert. Und es war auch tatsächlich das letzte Hindernis in Form einer Stromschnelle.

Pedro befand sich jedoch in keinem guten Zustand. Er hatte sich die Schulter ausgerenkt, und es bedurfte einiger für ihn gewiß sehr schmerzhafter Versuche meinerseits, sie wieder in die richtige Stellung zu bringen. Auch danach litt er starke Schmerzen und war nur sehr bedingt einsatzfähig. Nachdem wir gelandet waren, zerriß ich seine Jacke und band den lädierten Oberarm am Körper fest. Es geht doch nichts über eine solide Sanitär-Ausbildung.

Damit hatten wir die Schwierigkeiten im wesentlichen geschafft. Zwar stachen uns Scharren von Moskitos, die jetzt wieder einfielen, es bedrohten uns Krokodile und Pirañas, mich schüttelte das Fieber und Pedro stöhnte im Schlaf vor Schmerz in seiner Schulter – aber was war das alles gegen die Gefahren und Unpäßlichkeiten die wir zuvor durchgemacht hatten.

Nach zwei Tagen mündete unser Fluß in einen breiten Strom.

„Der Ucayali, endlich“, verkündete Pedro, dem es wieder besser ging.

Wir legten an der kleinen Siedlung an, welche direkt an der Einmündung lag. Unser Strom heißt hier *Rio Mochos*, kam Pedro am Abend nach unserer Landung mit dieser Neuigkeit zurück.

„Ohne Bedeutung“ entgegnete ich. „Für uns war er bisher ein namensloser Fluß. Auch die Cayumbas haben in stets nur ‚Wasser‘ oder ‚Fluß‘ genannt. Ab sofort soll er <<*Rio Mira*>> heißen: Bist du einverstanden?“

„Und ob“, antwortete Pedro und entkorkte eine Flasche Cachassa, die er mitgebracht hatte. Auch am Alkohol erkannte man, dass wir uns wieder in der Zivilisation befanden.

Wir stießen an und blickten in den neu benannten Fluß. Wo würde seine Namenspatronin jetzt sein und wie mochte es ihr ergehen?

Ruhig ergoß sich das Wasser der Mira in den Ucayali. Wir wußten, dass dies auch ganz anders sein konnte ...

*

Meine Fieberschübe blieben hingegen nicht aus. Es war zwecklos, unsere Reise mit dem Kanu fortzusetzen. Wir würden Wochen benötigen um auf den träge strömenden Ucayali bis zum Marañon zu gelangen und von dort weiter auf dem Rio Amazonas, wie er ab dem Zusammenfluß genannt wird nach Iquitos zu gelangen. Denn dort lag das nächste größere Hospital, das es bald möglichst zu erreichen galt.

Zwei Tage später bestiegen wir den Flußdampfer. Der legte am Tag etwa vierzig bis siebzig Kilometer zurück, je nach Wasserverhältnisse. Nachts machte er am Ufer fest. Mir ging es den Umständen entsprechend. Irgendwie hatte ich begonnen, mich an das Fieber zu gewöhnen. Am Schiff gab es einen *dottore*²⁶, der mir ein paar Injektionen verabreichte. Sie nützten nur wenig, waren dafür aber umso teurer. Aber Geld hatten wir genug. Wir leisteten uns sogar eine Kabine und hatten uns mit neuen Hemden und Hosen versorgt. Nach sechs Tagen Fahrt mündete der Ucayali in den Marañon. Der Strom wuchs auf doppelte Breite an. Nach weiteren zwei Tagen tauchten vor uns die Hafenanlagen von Iquitos auf ...

*

Epilog

Zurück nach Iquitos.

In Vorfreude auf die Fortsetzung der Erzählung des Petrolero war ich schon früh aufgewacht. Ich war noch mit der Morgentoilette beschäftigt, als es leise an die Tür pochte.

Es war Pedro. Sein weher Gesichtsausdruck ließ Schlimmes befürchten. Gestern hatte er den Kopf geschüttelt. Heute nickte er traurig.

„El señor Petrolero esta muerte²⁷“, verkündete er mit leiser Stimme.

²⁶ Spanisch: Doktor

²⁷ Spanisch: ‚Der Herr Petrolero ist tot‘

Erst konnte ich es nicht glauben. Daran hatte ich nicht gedacht. Obwohl – im Nachhinein betrachtet – der Tod beim Zustand des Patienten nicht so fernliegend war. In die Überraschung mischten sich schnell Schmerz und Trauer. Der Petrolero war mir in den paar Tagen unserer Bekanntschaft ans Herz gewachsen wie selten ein Mensch davor oder danach. Nie wieder würde er mir, hoch aufgerichtet im Bett sitzend, mit weit in die Ferne gerichtetem Blick, von seinen packenden Abenteuern erzählen ...

„Blutssturz“, meinte der Arzt dann lapidar im Hospital. „Ersparen sie mir den lateinischen Ausdruck für die Todesursache ihres Freundes. Mitten in der Nacht hat er einen Schwall von Blut erbrochen und ist rasch gestorben. Die Symptome deuten auf Gelbfieber. Wieder ein Opfer des Tropenwaldes“, fügte er hinzu.

Ich bin dann noch lange bei ihm gesessen und habe zum Abschied versucht, mir sein Gesicht einzuprägen. Trotz seiner eingefallenen Wangen wirkte er friedlich. Es würde keine Rückkehr zu den Eingeborenen und den Relikten der Inka mehr geben.

Gerne wäre ich mit ihm in den Wald aufgebrochen. Es sollte nicht sein. Ich würde den ‚Señor del Bosque‘ und seine Indios niemals kennenlernen. Auch nicht Mira, und die Schätze der Inka in ihrer Mühle.

*

Ein paar Tage später haben wir den Petrolero begraben. Außer dem Priester und zwei Ministranten folgten nur drei dem Sarg: Pedro, ich und der Arzt, der ihn behandelt hatte. Dumpf polterten die Erdschollen auf den Sarg.

„Leb wohl, Petrolero. Du bist am Ziel deiner Reise angekommen!“

Die Obduktion hatte tatsächlich Gelbfieber ergeben und zwar in einem weit fortgeschrittenen Stadium. Er mußte sich schon früh infiziert haben.

Ob es vorwiegend sein archäologisches Interesse an der Inka-Historie gewesen war, welches den Petrolero zu seiner Expedition in den Urwald bewegt hatte, oder die Goldgier – das blieb ungelöst. Auch die Tagebuch-Aufzeichnungen lieferten keine Einsichten darüber. Letztlich war das nun auch egal. Es möchten ihn beiden Gründe zu seinem Unternehmen bewogen haben.

Mit einem Teil des Geldes, das ich für die Kette ausgelegt hatte, bezahlten wir Arzt und Hospital. Den Rest erhielt Pedro, der sich nach einigen Tagen auf einem Flußdampfer zum Rio Ucayali einschiffte.

Die Inka-Kette habe ich einem Museum in Lima verkauft – weit unter dem Preis, den Sammler bereit gewesen wären, dafür zu berappen. Das Schmuckstück hatte ihren Besitzern kein Glück gebracht: Puca, Jacinto, Holt – sie alle waren einem gewaltsamen Todes gestorben. Und nun hatte es auch Petrolero erwischt, und ich wollte nicht der nächste sein. Nicht dass ich übertrieben abergläubisch war, ich fand aber, dass das Ding im Lande bleiben sollte.

*

Villa Bambo, Paititi, El Dorado ... die Suche nach legendären, unentdeckten, sagenhaften Inkaschätzen war letztlich vergeblich und für viele Suchende tödlich verlaufen. Ein Resümee der Geschichte des Petrolero ist die Erkenntnis, dass die Inka gegen Ende ihrer Herrschaft deutlich weiter nach Osten vorgedrungen sein

mußten als man gemeinhin geglaubt hatte. In der vergangenen Dekade durchgeführte Expeditionen haben dies unter Beweis gestellt.

Eine sagenhafte Festung im Urwald des Amazonastieflandes mit Sonnentempeln, Mumien, goldene Gerätschaften als Grabbeigaben und Quipus hat man bisher nicht gefunden. Wird man es je?

Es sind die Träume, die unser Leben bereichern. Auch wenn sie unerfüllt bleiben. Vielleicht gerade dann.

_____ X _____